Die Geschichte der jungen Renate Fuchs

Jakob Wassermann


PRINCETON UNIVERSITY
LIBRARY
The
Kretzschmar
von Kienbusch
GERMANIC
COLLECTION

Kohut

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs

Von demselben Verfasser sind folgende Bücher erschienen:

Melusine.
Schläfst du Mutter?
Die Juden von Zirndorf.
Die Schaffnerin.

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs

von

Jakob Wassermann

Dritte Auflage

Berlin
S. Fischer, Verlag
1901

Erstes Kapitel

1.

In der Mitte des September ereignete sich ein ungeheuerlicher Vorfall, von welchem einige Tage lang ganz München sprach.

Gegen die Abendstunden herrscht in der Nähe der Akademie und der Universität bewegtes Leben. In einer der Straßen, die sich dort in mathematisch genauen Rechtwinkeln durchschneiden, steht ein altes und ziemlich baufälliges Haus. Um die Zeit, wo die Studenten schon die letzten Collegien durch die Gartenseite zu verlassen pflegen, erschallte aus dem Flur dieses Hauses ein lautes Geschrei. Gleich darauf stürzte ein völlig nacktes Mädchen aus dem Thor auf die Straße. Sie hielt beim Laufen die Arme in die Höhe, und zwar in einer sonderbaren Weise: als ob sie fürchte, ein schwerer Gegenstand könne über sie herabfallen. Sie schrie nicht in abgesetzten Lauten, sondern es war ein einziger langgedehnter Ruf, von der Zeit, die sie brauchte, um aus dem Hofatelier bis in die noch helle belebte Straße zu gelangen. Es ist klar, daß sofort jeder Verkehr auf diesem Teil

der Straße stockte. Menschenmassen liefen zusammen, deren plötzliches Auftauchen etwas Rätselhaftes hatte. Die Fenster der Wohnungen öffneten sich für erschreckte Gesichter, die dann allmählich ins Grinsen kamen, — aus naheliegendem Grund.

Dem Mädchen zunächst hatte sich ein Kreis von Studenten gebildet. In blöder und komischer Ratlosigkeit starrten sie auf den am Boden liegenden nackten Körper. Das Gesicht der Hingestreckten war in die verschränkten Arme hineingewühlt. Die Haare, die sehr kurz waren, fielen aufgelöst, braungolden nur wenig über den Nacken. Die Haut schimmerte bräunlich und zuckte bisweilen wie bei nervösen Tieren. Jemand fand, ein Arzt müsse beispringen, doch es war kein Mediziner unter den Gaffern. Manche waren blaß, manche lächelten gespreizt, manche thaten außergewöhnlich wichtig wie in einem Thatendrang, manche fanden sich ergötzt wie im Schauspiel, warteten gespannt und phlegmatisch auf den Fortgang der Ereignisse, einige fanden die öffentliche Sittlichkeit bedroht, und währenddem verengerte sich der Kreis, denn von allen Seiten drängten die Hintenstehenden vorwärts.

Nur ein Einziger trat schließlich aus den Reihen, indem er sich mit den Elbogen Platz schaffte, kniete nieder und breitete seinen langen, hellgrauen Havelock sorgfältig über die Liegende. Dann versuchte er den Kopf des Mädchens zu heben, begegnete aber einem krampfhaften, unerwarteten Widerstand. Die feststehende Menschenmasse schloß jede Hilfe von

außen und jede Aufklärung des Vorfalls zunächst aus. Indes war es sein Entschluß, das Peinliche der Öffentlichkeit abzukürzen, und er winkte einem der jungen Herumsteher. Beide ergriffen den unbeweglichen Mädchenkörper, ein dritter half, die Menge wich mechanisch und träg zurück, eine schmale Gasse öffnete sich, und die drei eilten schnell mit ihrer Last in denselben Hausflur, aus welchem das Mädchen geflohen war. Sie brachten es geschickt zuwege, das Thor zuzuschlagen, ehe noch ein Einziger der Nachdrängenden mit hereinkommen konnte und schoben mit einiger Mühe einen großen verrosteten Riegel vor. Draußen wurde gepocht, geklopft, gehämmert, schließlich kamen Stöße, daß das Thor wankte und das morsche Schloß seufzte, dann pfiffen sie und gröhlten; plötzlich jedoch wurde es ganz still.

Aber was nun? Als es still war, hörten die drei das junge Mädchen in einer bekümmerten Weise in sich hineinweinen, immer mit dem zwischen den Armen verwühlten Gesicht. Der Flur war leer, die Stiege leer, die Weinende stand nicht Rede, kein Laut im ganzen Haus war vernehmbar. „Was sollen wir nun anfangen, Herr Wanderer?“ fragte einer der jungen Menschen (er hieß Dawill) fast schadenfroh. Oder möglich, daß an dieser „Schadenfreude“ sein blasses Gesicht schuld war, welches beständig ein aufdringlich-bescheidenes Lächeln zur Schau trug. Diesmal brach das Lächeln jäh ab, denn durch den Hof kam plötzlich in höchster Eile, was seinem Gang etwas grotesk Abgehacktes verlieh,

ein Mensch von vielleicht fünfunddreißig Jahren. Bei dem Mädchen stehend, beugte er sich erst vorsichtig lauschend über dessen Körper, flüsterte mit einem Ausdruck von verzerrter Inbrunst im Gesicht: „Gisa! Gisa!" nahm dann die Liegende auf seine Arme, was bei seinen anscheinend geringen Kräften erstaunlich aussah, trug sie in den Hof und von dort in den Eingang einer erdgeschössigen Wohnung.

Dawill öffnete das Thor und wurde von zwei sehr streng aussehenden Polizisten in ein Verhör gezogen, während Hunderte von Menschen in Gruppen beisammenstanden und sich neugierig wiederum gegen das Thor drängten. In demselben Augenblick kamen zwei junge Damen die Treppe herab, eine schlanke, blasse, vornehme und eine plebejisch lachende, schwatzende. Wanderer wurde sehr aufmerksam durch den intensiv abgekehrten, tiefgrüblerischen Ausdruck im Gesicht der Einen, die er von seiner Begleiterin Renate nennen hörte. Es war etwas in dem Gesicht, das in unterirdischer Verbindung mit dem Vorfall zu stehen schien, dem er soeben beigewohnt. Beide Damen stiegen in einen Zweispänner, der jenseits der Straße am Universitätsgarten stand, und fuhren davon.

Dawill und der andere Student, ein wollhaariger Jude mit dem einfältigen Gesicht eines angestrengten Tänzers, verabschiedeten sich mit studentischer Umständlichkeit von Wanderer. Sie sahen aus, als hätten sie eine religiöse Feier veranstalten helfen. Noch eine junge Dame kam aus der

Malschule von oben, hielt errötend ihr Taschentuch vor das Gesicht und wurde von den Belagerern des Thors, die sich wie um ein Schaustück geprellt erschienen, höhnisch angestarrt. Ein Gendarm kam, sah sich hochmütig um, musterte Wanderer, der that als erwarte er Jemand, und stapfte dann gravitätisch in den Hof.

2.

Wanderer wartete auf seinen Mantel, — und im Grunde auf weit mehr. In ihm war eine Saite zum Schwingen gekommen, die nun nicht mehr aufhörte zu vibrieren. Die Menge verlief sich in den leichten und dennoch lastenden Septembernebel der Straßen. Schließlich erschienen noch zwei Journalisten, die mit albernem Gethue den Lokalaugenschein vornahmen, als hätten sie niemals einen Hausflur und einen Hof gesehen. Oben ging eine Thür auf, und Klaviergeklimper gellte durch das Stiegenhaus. Der Gendarm, mit schweren, respekteinflößenden Stiefeln, kam wieder zum Vorschein.

Als Niemand sonst sich sehen ließ, ging Wanderer in den Hof, und, kühn gemacht durch seine Erwartungen, öffnete er die Thüre, die ihn lockte. Aber im Begriff einzutreten, wurde er von jenem Mann zurückgeschoben, der das Mädchen fortgetragen, und der nun zugleich mit Wanderer wieder in den Hof trat. Er trug ein überaus kleines, grünes Hütchen; sein dichter rotblonder Schnurrbart bedeckte den

Mund und hing, halbkreisförmig, über das Kinn herab. Den Mantel hatte er schon über dem Arm, und als er ihn Wanderer reichte, sagte er langsam; „Sie will allein sein. Sie muß Ruhe haben.“ Dann fügte er mit einer rednerischen Betonung der Worte und mit fernhinsehenden Augen hinzu: „Denken Sie sich alle Tragödien aller menschlichen Seelen zusammengepreßt in eine einzige und Sie haben das, was Sie eben erlebten.“ — Wanderer machte erst ein gedankenvolles Gesicht, dann nannte er seinen Namen, errötete aber, weil ihm dies knabenhaft erschien. Der Grünhut wandte sich ab, hörte kaum darauf, drückte wie im schmerzlichen Kampf Lippen und Augen zusammen. Nach einer Weile erst drehte er sich um und murmelte gleichgiltig: „Süssenguth. Christian Süssenguth.“

Sie gingen hierauf Beide die Straße gegen die Akademie zu, und es war zu hören, daß die Leute sich noch immer nicht beruhigt hatten. Aber das Gerücht lief jetzt wie herrenlos umher, gab Jedem das, was er davon nehmen mochte. Wanderer wollte nicht neugierig thun, nicht um Erklärungen betteln; stumm schritt er an der Seite des Grünhuts, in der Bedrücktheit eines Untergeordneten. Süssenguth schien von vielen Leuten gekannt zu sein, wurde häufig gegrüßt, meist mit jener achtungsvollen Zurückhaltung, die Vertrautheit ausschließt. Endlich befragte er Wanderer um einige Kleinigkeiten, Gleichgiltigkeiten. Zuerst hatte er den Namen vergessen. — Anselm Wanderer. — Wo er her sei. — Aus

Wien. Dort hätten seine Eltern lange gewohnt. Geboren jedoch sei er in Franken, in Nürnberg. — Was er treibe, ob er mit Lust studiere. — Nein; „nicht mit einem Hauch meiner Seele.“ — Also vielleicht ein Wanderer? — Nein, eigentlich kein Wanderer. Eher ein Phlegmatiker, oder doch ein Stillehalter. — Es sei auch nichts mehr mit dieser Art von Studieren. Die jungen Menschen nützen sich ab, jeder sterbe mit neun Zehntel seiner Eigenart. —

Süssenguth wurde rasch leidenschaftlich, als ob Leidenschaft die Atmosphäre sei, darin er einzig leben könne. Seine Gesten wurden weit, übermäßig edel, als ob er auf einem Forum stünde, und er beachtete die Passanten nicht mehr. Wanderer stimmte zu, machte eine richtige Bemerkung, die naheliegend war, und die Freude, mit der Süssenguth ihm zustimmte, war einer Umarmung gleich. Sein Gesicht in der Ruhe war wie ein bewegungsloser Vorhang seines Innern; wenn er sprach, war alles durchglüht. Wanderer hatte manchmal ein Gefühl wie bei einem Theaterstück. Er war gespannt und voll nicht ganz aufrichtiger Zustimmung. „Wo gehen Sie denn hin?“ fragte Süssenguth, als ob sie sich schon jahrelang kannten. Wanderer entgegnete, er habe einen Besuch zu machen. Doch Jener hörte ihm nicht mehr zu. Das kleine Töchterchen einer vornehmen Dame, die auch Anselm Wanderer bekannt war, rannte in vollem Galopp auf Süssenguth zu, lachte und jauchzte. Er beugte sich zu dem Kind herab,

und sein Gesicht zeigte eine leidende Verzücktheit, eine krankhafte Extase. Es schien wie Liebe und Hingebung, die nach Verwirklichung außerhalb des Menschlichen strebten.

Wanderer grüßte und ging.

3.

Herbst, wunderbarer Herbst! Zeit der Sammlung und der Entschlüsse, der Reise, der Ruhe! Wo alle Willenlosigkeiten sich verflüchtigen, alle Trübungen sich klären. Mit solchen Gefühlen schritt Anselm Wanderer gegen den englischen Garten hinab, über dem die mattgefärbten Nebel lagen und dessen bräunendes Laub sich scharf vom Himmel hob. Der nahe Abend brachte eine gewisse Festlichkeit über die Straßen und drunten über den verschwimmenden Park. Wanderer blieb stehen, als ob er sich sein Leben ansähe, das Fertige und das Kommende zugleich. Darüber lagen die vielen ziehenden Wünsche gebreitet: Nebel, erst rosenrot gefärbt, dann grau und dunkel werdend, eins mit der Nacht.

Eine Viertelstunde später befand er sich schon in der Villa bei seiner Freundin, der alten Baronin Terke. Unterwegs hatte ihn unsichtbar jener Süssenguth begleitet wie ein Stück von ihm selbst, um ihn auszuforschen, und Wanderer war beunruhigt, beschloß, den Schatten nicht aus dem Auge zu lassen.

Bei Terkes wurde er herzlich begrüßt. Vor vierzehn Monaten hatte man sich zuletzt in Wien

gesehen, denn Wanderer war erst vor einer Woche von dort gekommen. Die Baronin wußte eine Menge von Neuigkeiten und erzählte eine nach der andern, so wenig sie auch zusammenpassen mochten. Ihr Gesicht glich etwa dem einer greisenhaften Puppe, war geschminkt und gepudert, und das Haar bildete oft kunstvolle Ringe. Sie atmete schwer, stöhnte, wenn sie sprach und machte bei alledem die Liebenswürdige und Amüsante. Sie war eine unerschöpfliche Chronik von Neuigkeiten, und mit geistreicher Nachlässigkeit sagte sie Dinge, die Andere in ihr Tagebuch als „Maximen und Aussprüche" notiert hätten. Bisweilen lachte sie lustig auf, hell, klirrend, (ihr Lachen war eine Rakete) um dann plötzlich in den bleiernen Halbschlaf der Morphinisten zu versinken. Dann schreckte sie empor, sagte Ja, schlug sich burschikos auf die Schenkel, und scheinbar harmlos lächelnd setzte sie unbefangen ein Gespräch fort, welches die Andern längst schon vergessen hatten. Diese Andern waren neben Wanderer ihre Schwägerin, die Gräfin Terke, — voll Würde, Gelassenheit, Vornehmheit, — und Adele, — die mühevoll verhaltene Schalkhaftigkeit eines leichtflüssigen Temperamentes.

Man saß beim abgedämpften Licht einer großen Lampe, in einem Zimmer, dessen Wände mit purpurfarbenem Stoff bekleidet waren. Vor den Fenstern zog der Abend wie greifbar vorbei, die Straße mit bläulicher Dämmerung füllend. Nichts Wesentliches geschah in diesem Raum; hier stand das Leben vornehm still, und während sich Anselm Wanderer

in der geräuschlosen Weise unterhielt, wie sie die Stunde und der Ort gebot, dachte er an ein Leben voll Gefahren gleich einem Knaben, der die Lederstrumpf-Erzählungen liest. Wie eine Ferngerückte saß die Gräfin Terke da, mit ihrem schönen Haar von reinstem Silberweiß und dem gleichmäßig lilafarbenen Kleid. Sie sah wie eine Rokoko-Königin aus, hörte halb mitleidig, halb belustigt auf das wiederbelebte Geplauder der Baronin, die von ihrem Hund erzählte. Ein Thema, das Unendlichkeit in sich trug. „Tiger" war ein Bursche mit langhaarigem Fell, unfähig zu laufen, unfähig zu schnaufen, in seinem Fett vergehend, und von seinen Beinen waren nur drei gebrauchsfähig. Jeder Polster war ihm zu hart, jeder Leckerbissen zu gering, jede Liebkosung molestierte ihn, und wenn er allein sein mußte, bekam er einen Spiegel vor sein Lager gestellt, um sich am Anblick seines teuren Ichs gütlich zu thun. Diese kostbare Sache von Hund blieb lange der Gegenstand des Gesprächs, aber die Geschichte mit dem Spiegel führte auf die Geschichte einer Dame, die so lange vor dem Spiegel stand, bis sie irrsinnig wurde, und damit hing wieder eine neue, höchst interessante Geschichte zusammen, die möglichst schnell und atemlos einzuschalten war, die aber durch eine eintretende junge Dame unterbrochen wurde, bei deren Anblick Wanderer erblaßte. Unvermittelt sah er sich wieder in dem öden, hallenden Hausthor der Amalienstraße, wo dieselbe Schlanke, Blasse die Treppe heruntergekommen war. Die junge Gräfin

stellte vor und setzte sich dann gleich zu Fräulein Fuchs auf die Ottomane.

Anselm Wanderer wurde plötzlich gesprächig, und, innerlich unsicher, sagte er viele überflüssige Dinge. Er wandte sich zu der Neuangekommenen und sagte mit der Bedeutsamkeit eines Witzigen: „Es ist die Duplizität der Fälle, daß ich Sie hier treffe, Fräulein, und gerade heute.“ Die junge Dame wandte ihm das Gesicht zu und blickte verdutzt auf seinen Kragen. Er wurde verwirrt, wollte nicht näher auf die Begegnung und ihre Ursache eingehen, und erzählte schließlich von seiner Bekanntschaft mit Süssenguth, aber nur davon. Nachdem er eine Reihe von Sätzen in feuilletonistischer Weise aneinandergeheftet, bemerkte er, daß er wenig Anklang damit fand. Nur die Augen des Fräulein Fuchs waren unablässig auf ihn gerichtet. Es waren schwarze Augen, in diesem halben Licht wie glänzende Kohlen anzusehen, aber scheinbar ohne Tiefe. „Sie kennen ihn?“ fragte Wanderer fast mechanisch.

„Diesen Juden? Nein.“

„Sie sagen es so verächtlich. Weil er ein Jude ist?“

Sie zuckte die Achseln und öffnete den Mund, was ihrem Gesicht etwas Kindlich-Hülfloses gab. „Freundinnen haben mir von ihm erzählt, — das heißt,“ fügte sie leiser und den Blick senkend hinzu, „bekannte Mädchen.“

Damit endete dieser Teil der Unterhaltung, doch von da ab war jeder Einzelne mit etwas

anderem beschäftigt, als mit dem, wovon er gerade sprach.

4.

Es fügte sich, daß Anselm Wanderer und Fräulein Fuchs zugleich aufbrachen. Ihr Wagen wartete unten, aber da es so ein schöner Abend war, wollte sie gehen, wenn er es nicht langweilig finde, sie zu begleiten. Während sie die Treppe heruntergingen, bewunderte er ihre Gestalt, ihre Freiheit der Bewegung. Sie hatte nicht das Gepreßte und Beengte der jungen Damen ihres Kreises; ihre Freiheit nach außen gab Andern innere Sicherheit.

Der Abend war in Wahrheit schön. Die Laternen hingen wie Lampions in der Luft, die zu dampfen schien, die alles unsichtbar machte, was nicht zu dem Frieden sich eignete. Beide schritten kaum, dachten kaum. Endlich sagte Wanderer, wo er sie vor Stunden gesehen habe, und daß sich so seine Bemerkung, die er vor Xerkes nicht begründen wollte, von selbst erkläre. Sie blieb stehen, und ihm war, als sehe er sie größer. Doch sie hatte, in ihrer Weise, den Mund ein wenig geöffnet und suchte nach einer Erwiderung. Wanderer fragte, seltsam berührt, was sie denn eigentlich gegen Süssenguth hätte.

„Erstens, — ich hasse die Juden!“ antwortete sie, — doch durchaus nicht haßerfüllt, sondern fast flehentlich.

„Ernsthaft?“ Wanderer lächelte.

„Sind Sie denn einer?“ fragte Renate Fuchs, jetzt ebenfalls lächelnd.

„Nein, das nicht. Aber ich könnte doch ebensogut einer sein; dann wären Sie aufgesessen.“

„Aufgesessen? Das versteh ich nicht.“

„Na gleichviel. Aber, Sie sagten „erstens“, vorhin.“

„Ja, und dann ist es ja stadtbekannt, was der alles treibt. Kindern schreibt er Briefe. In jedes Mädchen ist er verliebt. Dann predigt er Dinge, an die man gar nicht denken darf, sitzt in ... schrecklichen Lokalen bei ... schrecklichen Frauenzimmern. Das alles habe ich gehört.“

„Aber er scheint Sie doch zu interessieren?“

„Mich? Kaum. Es giebt Frauen, die für ihn schwärmen. Ich weiß nicht warum. Oder doch. Er sagt nämlich, — aber es ist ja ganz gleichgiltig.“

Doch als Anselm Wanderer schwieg, fügte sie leiser und etwas nachdenklich hinzu: „Er wirft sich zum Retter der Frauen und Mädchen auf.“

„Wieso? Was — ist da zu retten?“

„Vor den Männern will er sie retten.“

„Wie albern!“

„Nicht wahr!“ gab sie triumphierend zurück, als ob ihre Zweifel jetzt ein Ende hätten.

„Ich verstehe es überhaupt nicht. Was ist da zu retten?“

„Ich kann Ihnen das nicht so sagen, wie es mir erzählt wird.“

Diese kindlichen Worte rührten ihn. Doch sie, wie es schien, von neuem gequält, sagte sehr langsam, wobei sie auch ihren Schritt verzögerte: „Er meint, daß alle die körperlichen Tugenden, die die Männer von uns verlangen, nichts als Lug und Trug sind. Er meint, daher kommt es, daß so viele, viele Frauen zu Grunde gehen."

Das erschreckte Anselm Wanderer, nicht durch den Inhalt, sondern dadurch, daß sie es sagte, ihm sagte, von dem sie kaum den Namen kannte. Doch Renate Fuchs fühlte wie durch eine Eingebung seine Empfindungen mit und fügte hinzu — (jetzt kam es ganz deutlich zum Vorschein, wie gequält sie durch all das Zeug war) —: „Sie staunen, daß ich Ihnen das so mitteile. Aber d a n n ist es ja wahr, daß man uns blind machen will. Der Süssenguth da, er ist ja ein Narr, — ist er nicht ein Narr?"

„Ich sollte glauben, Fräulein."

„Nun natürlich; aber ich habe ihn einmal sprechen hören. Es war auf einer Bank unter den Arkaden. Ich saß mit Adele Terke auf der Nebenbank und Adele kicherte fortwährend. Einige Freunde waren mit ihm. Er war sonderbar, sehr sonderbar. Er sagte das, — hören Sie nur — er sagte: ein Mann kann fallen, eine Frau kann niemals fallen."

Wanderer schwieg. Er senkte den Kopf und sah in diesem Augenblick Süssenguth mit seiner begeisterten Hingabe an das Wort, das pure Wort. Und sonst? Ein kleiner, blasser Mensch mit einem grünen Hütchen und einem Jägerhemd.

„Und dann sagte er weiter“, fügte das junge Mädchen hinzu, gänzlich wiederversunken in jene Situation, „er sagte: die Frau hat eine Asbestseele. Sie bleibt unversehrt im Feuer des Lebens.“

„Und das haben Sie so fest behalten? Es sind Extravaganzen. Das Originelle ist selten wahr.“ Wanderer wollte kritisch sein, fühlte sich aber ein wenig ärmlich in diesem Augenblick.

„Warum darüber reden!“ sagte Renate Fuchs. „Ich wollte nur, Sie würden meine Freundinnen kennen. Seele, Seele! An denen ist gar keine Seele. Es sind junge Mädchen mit schönen Kleidern, die sich aufs Heiraten freuen.“

Damit hatte das Gespräch ein Ende. Sie waren bei der Brücke über den linken Isararm angelangt. Dort wurde ein Friedensdenkmal gebaut, in der Höhe über den Stufen, die zum Rondell führen. Man sah auf lange Lichterreihen hinunter und die Finsternis dazwischen hatte etwas von einem Tier, einem ungeheuren schlafenden Wurm. Der Strom rauschte, aber die Ruhe brach durch das Rauschen hindurch wie der Stoff durch eine Stickerei.

Renate Fuchs blieb vor einem Gartenthor der Maria Theresiastraße stehen, bis der Wagen kam, der durch die Maximilansstraße nachfuhr. Ihr Gesicht war ruhig geworden, und ihre Augen glänzten nicht mehr so sehr. Sie behauchte den Schleier, und Anselm dachte, von dieser Gewohnheit werde es wohl kommen, daß sie den Mund oftmals halb öffnete. Weiße, enge Zähne blitzten dann her-

vor. „Hören Sie das Gehämmer drinnen?“ fragte sie, während schon die Räder des Wagens drüben auf der Straße knirschten. „Bei uns ist großes Fest morgen.“

„So? Haben Sie Geburtstag?“

Renate lächelte und schaute starr in die Blendlaterne des einbiegenden Wagens. „Ich werde mich verloben. Aber das sag' ich nur Ihnen. Heute darf es noch Niemand wissen.“

Immer stärker wurden ihre Züge von der Blendlaterne beleuchtet. Es war ein schönes, kindliches und zugleich frauenhaftes Antlitz. Beständig zuckten die Lippen. Beständig liefen ein paar störrische Haare von den Schläfen herein. Die Augenbrauen waren hohe, dünne, schwarze Halbkreise. Sie hielt den Kopf ein wenig gegen die linke Schulter geneigt und lächelte.

Zweites Kapitel.

1.

Mein lieber Bruder, ich gebe Dir natürlich meine Zustimmung, daß Du mein Kapital auf die angedeutete bessere Art verwendest. Die verlangte Vollmacht werde ich Dir in den nächsten Tagen senden. Ich weiß ja, daß Du in solchen Dingen weit über mein Verständnis hinaus zu sorgen verstehst und bin also mit allem einverstanden, was Du thust, um so mehr, wenn ein Vorteil in Deiner sozialen Stellung damit verbunden ist. Freilich, ich für meinen Teil komme mit den zehntausend Gulden jährlich ganz bequem aus, abgesehen davon, daß eine solche Summe in Deutschland bedeutend mehr vorstellt als in Wien. Doch stimme ich darin mit Dir überein: zwölftausend sind eben noch mehr.

Ich lebe hier genau so, wie ich in Wien gelebt habe. Ich kann mich noch immer nicht zur Wahl eines sogenannten Berufes entschließen. Deine ewige Klage! Aber ich kann mich nicht ändern. Sieh, was soll ich beginnen! Ich habe es ja so sehr be-

quem, lulle mich ein wenig in die Rolle des Flaneurs ein, thue so, als ob ich beobachten würde, und wenn ich auch sentimental bin, wie Du behauptest, so hoffe ich doch, daß mir das Leben bei irgend einer passenden Gelegenheit die überflüssigen Gefühle herausprügelt. Du willst, daß ich mich einmal ordentlich verliebe? „Bis über den Hals“, meinst Du. Ich trachte nicht darnach. Ich glaube nicht, daß mich dann die spätere Ernüchterung dazu drängen wird, was Du eine geordnete Lebensstellung nennst. Meine Beschäftigung ist einförmig. Ich lese alle wissenschaftlichen Bücher, die mich interessieren, besonders in der Chemie. Meine letzte Buchhändler-Rechnung betrug dreihundert Mark. Collegien besuche ich jetzt seltener. Die schöngeistigen Schriften lassen mich kalt, wie Dir ja bekannt ist. Nur an Balzac beginne ich jetzt Gefallen zu finden. Du zürnst mir darüber, daß ich so wenig von einem Poeten in mir habe, und daß mir sogar die Fähigkeit mangelt, mich an Poetisches hinzugeben. Wäre ich ein gewöhnlicher Nichtsthuer, so hättest Du wohl Recht mit Deinen Vorwürfen. Doch ich halte mich für etwas Besseres, glaube mich gut genug zu kennen, um diese Behauptung wagen zu dürfen. In einem feineren Sinn bin ich immer beschäftigt. Ich glaube, das, was wir unmittelbar einen Beruf nennen, ist mittelbar doch nur eine Beschränkung. Die Berufsleute sind eigentlich die Schläfer, die Halb-Bewußten; und diejenigen, die man Träumer nennt, sind vielleicht die wahren Wachenden. Nun

kannst Du wieder spotten über den gescheiten Anselm. Aber jeder muß so leben, wie er eben lebt.

Ich habe hier eine recht elegante Wohnung in der Königinstraße. Ein Zimmer ist sogar ganz japanisch. Von allen Fenstern aus habe ich freien Ausblick über den englischen Garten. Besonders in der Dämmerung ist der Anblick des herbstlichen Gartens unvergleichlich. Dieser Tage will ich einmal ins Fränkische hinausfahren. Man braucht mit dem Schnellzug nur fünf Stunden; von Nürnberg aus nehme ich den Postwagen in unsere Heimat, die ich, außer mit Säuglings-Augen, noch nicht gesehen habe. Du schmunzelst darüber, Skeptiker. Aber ich kann Dir gestehen: das Bewußtsein, von einem andern Menschenschlag zu stammen, als dieser weichen und verweichlichten Wiener Rasse, beruhigt und ermutigt mich sehr. Laß bald von Dir hören und sei herzlich gegrüßt von Deinem Anselm.

2.

Es drängte Anselm Wanderer, zu Süssenguth zu gehen, doch war er um den Vorwand verlegen. Furcht und eine leichte Feindseligkeit trieben ihn an, wie Einen, der Gefahren abwenden will, ehe sie nahen. Andererseits war es wieder das kummervolle Weinen jener Unglücklichen, das ihm noch im Ohre lag. Die Zeitungen hatten ein wahrhaft jämmerliches Geschwätz über den Fall ausgegossen. Einigen

wurde er zum sittlichen, anderen zum sozialen Problem. Einige brachten ihn mit der Kunst, andere mit der Liebe in Beziehung. Alle versprachen sich Aufklärung von der gerichtlichen Verhandlung und munkelten unbekümmert darauf los.

Er erfuhr Süssenguths Wohnung, und in der Frühe machte er sich auf, um durch den englischen Garten nach Bogenhausen, der Vorstadt, zu pilgern. Es ging durch krumme Gassen, an der Sternwarte vorbei, hinter den Ziegellagern einen lehmigen Pfad entlang, dann über die Felder. Süssenguth wohnte nach seinem eigenen Ausspruch im letzten Haus der Stadt, mitten in der Wiesen-Einsamkeit. Nebel- und taufeucht, erwarteten die Felder die späte September-Sonne und die Stadt lag im Westen wie ein dampfender Kessel.

Christian Süssenguth saß im Garten. In seiner Gesellschaft befand sich ein hagerer, vergrämt aussehender Mensch, von dem Wanderer erfuhr, daß er Stieve heiße. Dann war ein junges Mädchen da, bei dessen Anblick Wanderer stehen blieb wie von einer leichten Ohnmacht erfaßt. Er kannte die goldbraunen Haare und den Ansatz des Nackens.

„Das ist Gisa Schumann“, sagte Süssenguth in seiner natürlich vornehmen und freien Weise. Er schien übrigens ziemlich erstaunt über Wanderers Besuch, als ob er sich nicht erinnere, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Anselm suchte sich gar nicht zu entschuldigen; zornig über das Unbezwingliche, das ihn hergetrieben, nahm er Platz und hörte stumm

der Unterhaltung der beiden Männer zu. Oder stellte sich, als ob er zuhöre. Gisa Schumann sprach nicht, auch schien man nicht zu erwarten, daß sie rede. Sie hatte ein leidenschaftliches Gesicht von orientalischem Schnitt, überquellend von Leben und gleichzeitig auch von Trauer. Immer wenn Süssenguth anfing zu sprechen, hob sie die Augen und sah ihn an, — mit einem unbeschreiblichen Blick. Alles an ihr bebte von Ueberfluß.

Die Unterhaltung zwischen Stieve und Süssenguth war monoton. Einmal hörte Wanderer den Namen der Renate Fuchs, und seine Augen wurden starr, horchend. Aber es wurde nichts Wesentliches laut. Er fragte kühn, ob man sie kenne. Gewiß kenne man sie, erwiderte Stieve, um dessen Mund es beständig in scheuer Ironie zuckte. Seine erschreckend mageren, krankhaft unruhigen Hände tasteten beständig umher, zuckten oder trommelten, wie verzehrt vom Gefühl der Haltlosigkeit. „Sie wird jetzt Herzogin", sagte Stieve, das eine Ende seines Schnurrbarts zernagend.

„Herzogin? Wieso?"

„Sie hat sich gestern mit dem Herzog Rudolf verlobt."

„Sie, — ist denn das wirklich wahr?" fragte Süssenguth kindlich zweifelnd.

„Es steht heute in allen Zeitungen."

„Aber Sie, — wird denn das gestattet?"

„Es muß wohl so sein. Uebrigens ... „gestattet" ...

„Na Sie, — da könnt ich ja heute ebensogut eine Herzogin heiraten? Na?“

„Wenn Sie schön und reich wären wie Renate Fuchs, — gewiß.“

„Nun, was sie äußerlich hat, hab ich innerlich. Schließlich bin ich auch mit einer zufrieden, die innerlich eine Herzogin ist. Was, Gisa? Schert mich das Kleid? Wenn ein Weib fähig ist, einen Baum, eine Blume, den Wald, einen Schmerz ebenso zu empfinden wie ich, ist sie mir vollkommen ebenbürtig. Mehr verlang ich mir nicht. Dann will ich sie nicht einmal heiraten. Soll sie einen andern heiraten und mir die Gefühle schenken.“

Zornig-zärtlich sagte Süssenguth das, und manchmal war es, als ob er die Sätze erbreche. Das Suchen nach dem Ausdruck durchwühlte seine Züge. Er preßte die Augen zusammen, machte sie dann wieder leuchtend, ballte die Faust oder strich mit der weißen, schönen Hand über die angestrengte Stirn und erweckte immer den deutlichen Eindruck des Ungewöhnlichen.

Gisa, blaß geworden, erhob sich, ging langsam dem Ziehbrunnen zu, dessen Eimer durch ein Windrad hoch oben bewegt wurden. Sie stützte sich auf den Mauerrand und sah ins Bodenlose hinunter, vor dem sie die Augen schließen mußte. Sie hörte die Bäume rauschen, von welchen viele vergilbte Blätter herabfielen, und aus dem Haus klang ein verstimmtes Harmonium dazu.

Kaum hatte sie sich entfernt, so rief Süssenguth

trostlos: „Aber wo bringt man sie denn jetzt hin, um Gotteswillen!“

„Es ist höchste Zeit, daß etwas geschieht,“ sagte Stieve energisch. Er machte ein finsteres und ungeduldiges Gesicht, als hätte er etwas sehr Entscheidendes gesagt, wobei kein Widerspruch möglich sei.

„Sie kann nicht hier draußen bleiben“, grübelte Süssenguth. „Aber kann sie nicht zu Fräulein Xylander? Sie, ist das nicht möglich?“

Stieve zuckte die Achseln, wodurch sein Hals völlig verschwand. Er warf einen verlegenen Blick auf Wanderer und antwortete dann mit einem Lächeln, das ebenso sanft, apathisch und scheu war wie der Klang seiner Stimme: „So eine christliche That erlauben unsere Mittel nicht. Uebrigens will Anna herkommen.“

„Sie, da haben Sie Recht, — eine christliche That wäre das!“ rief Süssenguth aus. „Natürlich, unsereinem bleibt das Himmelreich des Gebens verschlossen. Und wer ist fähig zu geben, von denen, die auf ihren Sammetpolstern sitzen und lächeln.“ Dies letzte sagte er haßerfüllt und äffte dabei jemand nach, etwa die gezierte Langeweile einer alten Gräfin. Wanderer glaubte eine Karrikatur seiner Freundin Terke zu erkennen und lachte, ohne jedoch die Beklommenheit über das tiefvergrämte Gesicht Stieves zu verlieren.

„Gut, daß die Xylander kommt; mit der kann man sich ausschimpfen.“ Süssenguth blickte finster gegen die Stadt. Dann beugte er sich zu Wanderer

hinüber, packte heftig dessen Arm und flüsterte: „Sehen Sie sich das Wesen drüben an. Sie können sich keinen Begriff machen, was für ein Wunder von Zartheit und innerlichem Adel das ist. Eine Kapitalistin des Herzens. Und die soll zu Grunde gehen, weil ein —"

„P—s—s—t", warnte Stieve. Süssenguth schwieg keuchend, leichenblaß, mit verbissenen Lippen. Wanderer schaute zu Gisa Schumann hinüber, die noch immer unbeweglich stand, der Brunnentiefe zugeneigt.

Stieve war aufgestanden, hatte sich an die Akazie gelehnt und schwieg. Wanderer bemerkte, daß sein Kopf im Verhältnis zum Körper viel zu klein war; seine schlottrige Erscheinung erhielt dadurch etwas Hilfloses. Seine Züge konnten oft fein und verträumt sein, aber sie riefen eine Empfindung hervor wie ein erblindeter Spiegel.

„Paria", murmelte Süssenguth grollend und that, als hätte er einen schlechten Geschmack im Mund. Er setzte den Zwicker zurecht und ging zu Gisa an den Brunnen. Beide wandten sich zu einer Gruppe von Silber-Eschen, in der Tiefe des Gartens.

„Warum kann das Fräulein nicht hier bleiben?" fragte Wanderer, Stieve mit festem Blick ansehend.

Stieve machte eine bedauernde Bewegung. Es schien, als sei er etwas ungehalten über die Wichtigkeit, die man diesem ihm fremden Unglück beimaß. Seine Stirne war von bitteren Betrachtungen gefurcht. Wanderer verstand ihn sofort. „Es ist schwer

durchzukommen", seufzte er und machte ein schmerzlich-einverstandenes Gesicht, um Stieve Vertrauen einzuflößen. Aber der schwieg, und sein flackerndes Lächeln huschte bisweilen über die Lippen, den braunen Spitzbart förmlich erhellend, über dem der Schnurrbart hing wie ein kleiner Brückenbogen aus einem Baukasten.

„Was treiben Sie eigentlich in dieser elenden Stadt?" fragte Wanderer, wie wenn er selbst durch die Stadt zu leiden hätte.

Stieve, voll Ingrimm, zischte heraus: „Für ein Schmierblatt muß ich Notizen schreiben. Journalist . . . ä!" Er stützte beide Arme auf die Hüften und stelzte aufgeregt zwischen zwei Bäumen hin und her. Wanderer sah ihm sinnend zu, doch nicht mitleidig. Er war nicht mitleidig, noch wünschte er, mit zu leiden.

In demselben Augenblick kam Anna Xylander in den Garten. Anselm erriet, daß sie es war, denn Stieves Gesicht veränderte sich. Es erhielt einen Ausdruck liebenswürdiger Nachsicht und freundlicher Ueberlegenheit was dem männlichen und anscheinend sehr energischen Mädchen gegenüber komisch wirkte. Sie küßte ihn nachlässig auf den Bart und fragte: „Wo ist Gisa?"

3.

Der Garten in der Fülle seines herbstlichen Schmuckes bot ein Bild der Ruhe und Schönheit.

Goldbraune, grüne, kupferige, mattbraune, tiefbraune Blätter, alle regungslos, — unwillkürlich redete man leiser. An der Hauswand wuchsen Trauben, die indes noch kümmerlich waren, kaum so groß wie Vogelbeeren. Jetzt begann auch wieder das alte Harmonium mit quietschenden Obertönen.

Die Gruppe am Brunnen stand nach einem kurzen Wortwechsel zwischen Süssenguth und Anna Xylander schweigend beisammen. Gisa Schumann hatte Annas Hand ergriffen, deren Gesicht nun in leidender Verstimmtheit viel älter aussah. Nur ihre ehrlichen blauen Augen blieben jung, — vielleicht nur durch den unbestimmten Zorn, der in ihnen loderte. Wanderer beobachtete, daß die Unruhe Stieves, der unaufhörlich und wie schuldbewußt die am Boden liegenden Blätter raschelnd zertrat, den Zorn in Anna Xylanders Augen drohender werden ließ, bis sie sich in heftigen, klagenden Worten Luft machte. Das trübe Elend: von den Schulden, die Stieve mache; von seinen großen Plänen und kleinen Erfolgen, seiner Schlaffheit, die immer größer wurde. Doch es war eigentümlich, — mitten in ihrem Ausbruch faßte sie Mitleid mit dem Geschmähten. Ihre Augen bekamen etwas innig Forschendes; ihre Klage ging mehr auf sie selbst zurück, auf ihre Unfähigkeit, ihm beizustehen, auf ihre Zukunftssorgen. Schließlich trat sie mit einem burschikosen Schmeichelwort vor Stieve hin, schlang ihm wie einem kranken Kind ihre Arme um den Hals und lachte. Stieve strich liebevoll und beschäftigt über ihre Wange.

Wanderer senkte erschüttert den Kopf. Als Stieve bald darauf allein stand, wandte er sich zu ihm, suchte ein Gespräch, das zu persönlichen Dingen führen konnte, zu einer Aussprache, einem Geständnis. Aber Stieve gab nur kurze Erwiderungen. Warum noch arbeiten? Er sehe kein Ziel. Das Bummel-Leben in der Stadt richte ihn zu Grund, die Freunde, die Freundinnen, die Weiber. Wie alle, die abwärts gleiten, wußte er von tausend Hemmnissen zur Arbeit. Es hatte den Anschein, als nehme er seine Worte selbst nicht ernst. Ein ängstliches Horchen lag auch über seinen bestimmtesten Versicherungen.

Auf einmal sagte Wanderer rasch: „Fassen Sie es nicht als Unverschämtheit auf, — aber wenn ich Ihnen mit etwas dienen kann, — verfügen Sie über mich."

Ungläubig und verlegen starrte ihn Stieve an. Er murmelte etwas Schwerverständliches, worin er vom Leben sprach. Wanderer sah sich vorsichtig um, zog die Brieftasche heraus und drückte Stieve rasch eine Hundertmarknote in die Hand, der wie entsetzt zurückwich. So viel hatte er offenbar nicht erwartet. Er versuchte zu reden und wurde bleich bei dieser Anstrengung. Er runzelte die Stirn und murmelte: „Sie kommen da her und helfen . . ." Seine Augen wurden feucht und die nervösen Finger spielten zitternd mit der Uhrkette. Wanderer begann vom Theater zu sprechen, vom Verfall der Bühne, der dramatischen Kunst . . . ein Blick furchtsamer und

verlegener Dankbarkeit war alles, was er zur Antwort erhielt.

Inzwischen war die Sonne gekommen. Etwas teilnamlos mit blechernem Glanz trat sie aus den Nebeln. Süssenguth blickte verzückt umher, das grüne Hütchen in der Hand. Wie ein Meer von würzigen Düften, die frische Reife des Herbstes selbst, zog es durch den Garten. Anna Xylander machte Glossen über die Verlobung des Fräulein Fuchs. Einer ihrer Freunde hatte Klavierstunden in dem Hause des Fabrikanten gegeben, und was sie von dem Treiben dort gehört hatte, berichtete sie wieder in ihrer derben, das Burschikose und Anzügliche liebenden Manier. „Die Leute leben wie die Eisenbahnzüge, jeder auf seinem Geleise. Das ganze Haus ein Rangier-Bahnhof, wo alles recht bedächtig geschoben wird, daß kein Zusammenstoß passiert.“ Jeder Zug sei leer, bis auf Renate. Die sei ein kleiner Schnellzug, besetzt mit sehnsüchtigen Passagieren, die fortzukommen trachteten. Alle lachten laut, selbst Süssenguth grinste. Er klopfte Anna Xylander leicht aufs Knie und sagte: „Ein ganzer Kerl. Eine Person, die vor nichts Respekt hat. Die einzige Lebenskunst, meiner Ansicht nach.“

„Eine merkwürdige Ehe wird das geben“, sagte Stieve mit einer Versonnenheit in der Stimme, die Anna Xylander veranlaßte, ihn neckisch besorgt zu fragen, ob er Hunger habe. Doch Stieve wollte blos seine innere Freude verbergen und forcierte daher seine trübe Laune von früher.

Süssenguth entgegnete heftig auf Stieves Bemerkung. Gisa näherte sich ihm von rückwärts und legte beruhigend beide Hände auf seine Schultern. Ihr stilles Gesicht mit den gesenkten Augen zeigte eine schmerzliche Ratlosigkeit.

„Eine Ehe? Sie, — das nennen Sie eine Ehe? Wo er der schönen Fratze und den Millionen und sie dem schönen Titel nachläuft? Können sich die beiden jemals treffen? Werden sie ineinanderfließen wie zwei Ströme, die sich gesucht haben?" (Hier kräuselte Anna Xylander lasciv die Lippen.) Werden sie je die mystischen Schauer dieses Ineinanderfließens erleben? Nein. Jedes wird seiner Vereinsamung müde werden, frieren, innerlich absterben, elend und verlassen sein. Kein Frühling, keine Mondnacht wird dieser Renate Fuchs mehr etwas sagen, keine Freude wird sie mehr ganz auskosten, erstarren wird alles unter ihren Händen. Ist das nicht ein Frevel? Wenn ein Weib den Weg geht, den ihr die Natur bestimmt hat, wird sie eine Glückbringerin, eine Produzentin von Glück. Jeder Glückliche verhindert zehn Verbrechen. Das ist meine Meinung. Eine solche Ehe ist die Mutter von zehn Verbrechen."

Süssenguths Reden hatten etwas Umnebelndes, zerstörten den Mut zu Einwendungen.

„Fräulein Fuchs kommt hier heraus", sagte Gisa Schumann. Es waren ihre ersten Worte, und Alle richteten erstaunt die Blicke auf ihre roten Lippen. Anna Xylander lächelte ihr ermutigend zu. Da ihre Mitteilung die Gesellschaft zu verblüffen schien,

wurde Gisa verlegen. „Sie will mich malen", fuhr sie leise fort. „Sie malt ja. Ich wußte nicht, wo sie mich sonst hätte treffen können, als hier bei Ihnen im Garten, Herr Süssenguth. Erst wollte sie nicht, dann sagte sie Ja. Es war vorgestern. Sie wollte eine Pastell-Skizze im Freien machen. Für die Stunde soll ich zehn Mark bekommen."

„O, fürstlich", machte Anna Xylander. Gisa wurde fortwährend betretener, schließlich war sie wie mit Blut übergossen. Jedenfalls nur, weil alle sie ansahen und sie allein reden mußte.

„Sie malt", sagte Süssenguth verächtlich. „Die Hochgeborene erweist Dir die Gnade. Vielleicht kommt sie noch einmal zu Dir, Gisa, und bietet Dir ihre Krone gegen Deine traurige Freiheit."

Es fiel Wanderer auf, daß Süssenguth sie duzte, während Gisa mit ihm sprach wie mit einem hohen Herrn. Die reine Käthchenpoesie. Anselm war bewegt durch alles, was um ihn vorging, und seit Gisas Mitteilung befand er sich in einer erwartungsvollen Unruhe, die er auch an den Andern wahrzunehmen glaubte.

„Ich vermute, sie kommt nur Ihretwegen", sagte Gisa trüb und mißmutig zu Süssenguth. Wanderer nickte unwillkürlich, Süssenguth sah sie groß an.

„Sie weiß es, daß ich täglich herauskomme, von der Malschule her."

„Wir werden ihr schon heimleuchten, wenn sie sich wichtig macht," platzte Anna Xylander heraus

und lachte. Ihr Lachen war häßlich, auch bei belanglosen Dingen voll Cynismus.

Süssenguth bat sie, sie solle hinauf in die Kapelle und etwas auf dem Harmonium spielen. Seine Cousinen seien jetzt in der Küche und würden sie nicht stören. Sie fuhr sich flüchtig über die Stirn, als müsse sie sich noch einmal ihre Sorgen vergegenwärtigen, fragte Stieve in ihrer schelmisch ironischen Gewohnheit, wie es ihm gehe und wandte sich dem Haus zu.

Anselm Wanderer fand es erstaunlich, wie die Frauen Süssenguths Wünsche erfüllten. Nicht nur erstaunlich, sondern fast geheimnisvoll. Er sah zu, wie jener eine Heckenrose vom Zaun pflückte, um sie Gisa zu überreichen, — und er empfand, wie wenn eine unsichtbare Leitung der Gefühle vorhanden gewesen wäre, wie Gisa von der Stirn bis zu den Füßen in leichtes Zittern geriet. Alles war dazu geschaffen, ihn aus dem Schlaf aufzustören, seine gesuchte, fruchtlose und ein wenig kokette Einsamkeit zu vernichten. Schon der schwere, zweifelnde, von scheuer Dankbarkeit erfüllte Blick Stieves gab ihm zu denken.

Anna Xylander hatte zu spielen begonnen; erst eine Art Choral, und als sie merkte, wie verstimmt das Instrument war, fuhr sie wütend in die Tasten, mit grellen Disharmonieen ihren cholerischen Aerger verscheuchend. Dann tröstete sie sich wieder und spielte ein friedliches Andante.

Süssenguth saß auf dem Brunnenrand und

hielt Gisas Hand in der seinen. Er summte leise mit, stets mit der deutlichen Inbrunst oder Vergrabenheit, die alles an ihm kennzeichnete. Mitten in der Melodie erhob er sich, drückte die Hand wie einen Schirm an die Stirn und spähte fern gegen die Straße hinaus, auf der sich eine elegante Equipage näherte.

Drittes Kapitel

1.

Fräulein Fuchs nickte Anselm Wanderer freundlich zu und ging dann zu Gisa und Süssenguth. Bei dem jungen Mädchen entschuldigte sie sich, daß es heute nichts sei mit dem Malen. Später, in einigen Tagen möchte sie es gern probieren. Darauf blieb sie ziemlich lang im Gespräch mit Süssenguth. Erst schien es nichts weiter als eine höfliche Conversation, dann sprach Süssenguth allein, mit Ruhe und Unbefangenheit wie Jemand, der sich von der besten und dezentesten Seite geben will. Renate Fuchs hörte ihm aufmerksam zu, blickte dabei auf die Erde, zog mit dem schlanken Schirm Linien in den Kies. Hin und wieder hob sie den Kopf, um — Wanderer lächelte in einer Erinnerung, — den Schleier anzuhauchen. Die Linien im Sand wurden verwirrter, der Arm, der sie zeichnete, ruhloser. Endlich reichte sie Süssenguth mit einer entschlossenen Geberde die Hand und trat zu Wanderer, der sich von Stieve verabschiedete, als dränge es ihn jetzt zu eiligen Geschäften.

„Ah,“ sagte sie obenhin, „es ist schon so lange, daß ich Sie getroffen habe.“

„Zwei Tage,“ entgegnete Wanderer stirnrunzelnd, da ihn diese Anrede wie Koketterie berührte. Er glaubte sie verändert. Ihr Lächeln erschien flüchtiger, fast mechanisch, ihre Bewegung schlaffer, ihre Augen, wenn sie die Lider hob, waren weiter, weitschauender.

„Wollen Sie mich wieder ein wenig begleiten? Ich gehe gern über die Felder. Es ist sonnig und frisch.“ Und als beide nach den unvermeidlichen Verabschiedungsphrasen vor dem Zaun standen, sagte sie: „Das allein ist schon Freiheit für mich, so ein großes Stück vom Himmel zu sehen und zu wissen: dort drüben liegt weit und breit kein Haus.“

„Aber Sie sind jetzt im Begriff, eine viel höhere Art von Freiheit zu gewinnen, gnädiges Fräulein.“

Sie sah ihn von der Seite an. „Lachen Sie nicht darüber, was ich jetzt sage. Ich liebe riesig die Pferde und die Jagd und Wälder, die mir gehören müssen und ein Schiff auf dem Meer, das mir gehören muß, — es ist schrecklich, wie ich das alles liebe. Und doch wieder nicht. Und doch ist es vielleicht etwas ganz anderes.“

„Und Sie glauben nun, daß Ihre Wünsche Sie bei der Hand halten und dorthin führen, wohin Sie geführt sein wollen —?“

„Ja!“ rief sie erfreut und mit verborgener Ver-

wunderung. „Ich möchte Ihnen noch vieles sagen," fügte sie fast sehnsüchtig hinzu.

Die Mischung von Kindlichkeit und Vernünftigkeit in ihr ärgerte ihn beinahe. Er beschloß, sie zu verblüffen. „Ich glaube, Sie können keinem Willen widerstehen, der dem Ihrigen überlegen ist. Daher sind Sie so unruhig wie eine Magnetnadel."

Sie blieb stehen und sagte: „Das ist sehr sonderbar."

„Was?"

„Dasselbe hat Süssenguth auch gesagt."

Er bemerkte ihren mißtrauischen Blick und zuckte die Achseln. „Es ist ja im Grunde banal."

„Nein, gerade das mit der Magnetnadel."

„Ich habe nie mit Süssenguth über Sie gesprochen."

„Mich beunruhigt das sehr," flüsterte Renate, treuherzig fragend.

So floß das Gespräch weiter. Es ist ja augenscheinlich, wie belanglos alles war. Die Farbe der Wichtigkeit erhielt es nur durch das stumme Spiel des Einander-Suchens, über dem die Worte hin- und herirrten, ohne festen Sinn. Einmal blieb Renate Fuchs stehen und sagte entzückt: „Es ist so schön, daß ich gar nicht weiter mag." Der Wagen mit den immer noch dampfenden Rappen fuhr im Schritt vorbei, und sie rief dem Kutscher zu, er solle drüben am Wirtshaus warten. „Sehen Sie nur, wie alles glitzert und flirrt! Das sind Schwalben, die da droben fliegen, sehen Sie? Die Sonne ist so matt; und

drüben der Wald, — violett und dort blau, — und dort nimmt die Ebene gar kein Ende. Als Kind glaubte ich, dort hört die Welt auf, und wenn man hingeht, fällt man hinunter wie von einem Brett."

Anselm, nachdenklich, fragte sie, ob sie denn so völlig ihre Freiheit habe.

Sie sah einen Augenblick träumerisch vor sich hin, dann flüsterte sie mit verdüstertem Gesicht: „Ich suche."

„Sie suchen?"

Sie wandte sich ihm zu und blickte ihn fest an. Dabei war sie blaß geworden, und wie sie so stand, bekam ihr Blick wieder das Ferne, Verlangend-Erwartungsvolle. „Ich suche einen Menschen, dem ich vertrauen kann."

Erschreckt über diese einfachen, etwas klagenden Worte blickte er sie an.

„Sehen Sie," fuhr sie leise fort, „das dort ist mein Wagen. Er gehört mir ganz allein. Immer wenn ich durch die Straßen fahre, schaue ich alle Gesichter an, von Frauen und von Männern. Von Frauen erwarte ich nichts, schon lange nichts mehr, von Mädchen erst recht nichts. Sie müssen einmal kommen und uns besuchen und meine Schwestern kennen lernen. Ob man da etwas erwarten kann." Sie hatte den einen Handschuh ausgezogen und hob den Schleier in die Höhe. Er bemerkte eine blasse, magere, schier entkräftete Hand, die ihm in diesem Augenblick wie erfüllt schien von Sanftmut und müder Zärtlichkeit. Anselm Wanderer wagte nicht,

etwas zu entgegnen. Er sah gegen das Haus hinüber, wo Süssenguth wohnte. Es lag schon fern, glänzend im Herbstglast der Sonne. Viele tausende von silbernen Fädchen zitterten träg in der Luft, als ob sie ein Gewebe knüpfen wollten, undurchdringlich für häßlichere Tage. Renate Fuchs warf einen Blick auf all das, der voll war von Wünschen. Ihre Augen glänzten verrätherisch.

„Sie quälen sich," sagte Anselm ernst und machte eine Bewegung, wie um ihre Hand zu fassen.

„Ja, ich quäle mich," erwiderte sie, als käme sie erst jetzt zu dieser Ueberzeugung.

„Ich will nicht für mich plaidiren, aber wenn Sie wollen, wird es meine Lebensaufgabe sein, Ihr Vertrauen zu erwerben, — oder zu rechtfertigen. Wie Sie wollen."

„Herzogin Renate klingt hübsch, nicht?" fragte sie, und Anselm traute seinen Ohren kaum, als er das jetzt hörte. Doch wie er sie ansah, bemerkte er, daß sie noch mit den Thränen kämpfte und sich bemühte, zu lachen. Ein überströmendes Gefühl der Sympathie ergriff ihn.

„Können Sie mir nicht sagen, was Sie drückt?" fragte er mit etwas komischer Weichheit im Ton.

„Es ist hauptsächlich wegen Elwine Simon," stieß sie hervor, und ihr Blick wurde sonderbar unruhig.

„Elwine Simon? Wer ist das?"

2.

Es waren drei Jahre, daß Renate Elwine Simon kennen gelernt hatte. Bisweilen, in der Sommerzeit kam sie in das Haus des Fabrikanten, und es wurden Mädchenspiele getrieben. Sie hatten sich bei Signora Michelli gefunden, wo sie zusammen italienischen Unterricht nahmen, — Elwine, weil sie in das Geschäft ihres Bruders in Mailand treten sollte, Renate um des Vergnügens willen. Elwine, die bei ihrer armen Mutter lebte, zahlte sehr wenig für den Unterricht. Aber das erfuhr Renate erst viel später.

Elwine war sanft und stolz. Ihre Figur war klein und zierlich. Ohne die sorgenvollen Linien wäre ihr Gesicht beinahe schön gewesen. Wenn sie angeredet wurde, lächelte sie mit einem unbeschreiblichen Lächeln: liebevoll, zärtlich, und als ob sie um Nachsicht bitten wollte. Ihre Augen, bei Tag gelblich grau, wurden des Abends herrlich dunkel, tiefblau strahlend, feucht, still, nachdenklich.

Renate liebte dieses Mädchen, jedoch mit eigener Zurückhaltung, die im Wesen Elwines selbst ihren Grund hatte. Sie war voll Respekt, sagte nie etwas, das man hätte anders deuten können, klagte nicht, war nicht unzufrieden. Renate erinnerte sich genau des purpurfarbenen Sommerkleides mit schwarzem Sammetbesatz, das Elwine damals immer trug, und durch welches sie noch schlanker und zierlicher erschien. Auf der Straße wurde sie oft groß angesehen,

aber in ihrer Unbefangenheit bemerkte sie weder den Blick von Frauen, noch von Männern.

Eines Nachmittags im Mai gingen die beiden Freundinnen am Isar-Ufer spazieren. Elwine erzählte, was sie selten that, von ihrer Mutter; sie redete lebhaft und lachte bisweilen und sah Renate an, ob das, worüber sie lachte, auch das Rechte sei. Auf einmal blieb sie stehen, griff mit der Hand an die Brust, und ihre Lippen zitterten. Renate fragte beklommen, was ihr denn sei, aber sie antwortete nicht. Sie kehrten beide um, und als sie in Elwines Wohnung anlangten, waren fremde Leute im Zimmer. Ihre Mutter war vom Schlag getroffen worden, war tot. Elwine sagte nichts, setzte sich hin und starrte geradeaus. Renate bat sie später herzlich, mit ihr zu gehen, aber sie hörte es nicht. Renate blieb bei ihr bis in die Nacht. Am andern Tag erkrankte sie, schrieb an Elwine, bekam keine Antwort, und als sie sich nach einer Woche wieder erhob und hinging, war die Wohnung leer, und es wurde ihr mitgeteilt, daß Elwine mit ihrem Bruder fortgereist sei.

Seitdem waren drei Jahre vergangen. Vor einigen Tagen war Renate wieder mit Elwine zusammengetroffen.

Sie ging zu Fuß von der Schwindstraße nach Hause, weil die Deichsel am Wagen gebrochen war. Es sind dort ein paar ziemlich verrufene Straßen; Gesichter sind zu sehen, die man sonst in der Stadt nicht bemerkt. Aber Renate ging ohne Furcht, ob-

wohl die Dunkelheit hereingebrochen war. Männer und Weiber, von der Tagesarbeit kommend, huschten an ihr vorüber, und schwere Wagen fuhren lärmend. Da sah Renate ein Gesicht, gerade in dem Augenblick, wo hinter ihr eine Laterne angesteckt wurde. Sie erschrak und besann sich, blieb stehen, und ihr war es, als seien die drei Jahre nichts gewesen. Ein Mädchen stand da, schaute die lange Straße hinunter, die voller Menschen und voller Staub war. Renate dachte, dies könne nicht Elwine sein, aber als sie weitergehen wollte, sah Elwine sie an, und sie schaute erst gleichgiltig, ja fast zornig auf die vornehmen Kleider, und dann wurde sie so fahl wie eine graue Wand. Renate rief sie beim Namen, und jene lächelte steinern, und lächelte noch, als beide zusammen weitergingen. Elwine ging erst schwer und Renate fragte sie, wo sie denn herkomme, wie es ihr gehe, wo sie gewesen sei. Sie gab keine Antwort, lief nur rascher, immer rascher, um plötzlich, als Renate ganz außer Atem war, stehen zu bleiben, — in einer finstern kleinen Gasse hinter der Brauerei. Sie nahm Renates Hand, zog sie in ein dunkles Hausthor und sagte, nun müsse Renate gehen, weiter dürfte sie nicht mit. Dann begann sie trostlos zu weinen, mit dem Gesicht gegen die Mauer gekehrt. Es war kein Aufhören, und Renate, die nicht Worte fand, strich ihr über die Haare, und eine Ahnung erfaßte sie. Gehen Sie fort, Renate, hier dürfen Sie um Gotteswillen nicht sein, flüsterte endlich Elwine. Was thun Sie, Elwine? fragte Renate angstvoll.

Männer kommen zu mir, sagte Elwine mit schreckhaft aufgerissenen Augen, die sie gleich wieder schloß. Renate zitterte. Wohl hatte sie davon gehört, daß sich Mädchen verkaufen, aber für ihre Vorstellung war es ein leerer Begriff geblieben. Und die Beste von allen, Elwine? Renate konnte nicht mehr reden, redete auch nicht, sondern schlich davon.

3.

Dies alles berichtete sie Wanderer, in kurzer, abgebrochener Weise, bald errötend, bald erblassend, bald ungeduldig, bald leidenschaftlich, bald durch ein kurzes Schweigen sich sammelnd. Warum gerade mir? dachte Wanderer; er fand sich geheimnisvoll, und der leuchtende Tag schien sich zu verdunkeln. Aber das Ergreifendste war, daß diese ganze zerrissene Erzählung, die Renate gab, wie die Beichte einer Schuld klang. Wanderer war verwirrt, und seine Zunge schien gelähmt. Als sie beim Wagen standen, bat er sie nur (thörichterweise), ihr seinen „Eindruck" schreiben zu dürfen, und Renate antwortete darauf mit einem abwesenden Blick. Dann reichte sie ihm die Hand und die Pferde flogen wie der Wind davon.

Er ging langsam der Stadt zu, und Renatens Fragen klangen in seinem Innern nach. „Wie ist es, daß Mädchen sich verkaufen? Wie kann es sein? Sind es schlechte Mädchen, sind sie mit

Recht verachtet? Bleibt nichts mehr von dem, was sie früher waren? Ist es vergebens, sie zu retten, oder soll man sie gar nicht retten? Wer ist Schuld, daß sie so wurden, und ist es ein Verbrechen so zu sein? Mir ist, als ob ich plötzlich sehen könnte. Doch sehe ich lauter unerklärliche Dinge, und ich weiß nicht, ob ich sehen darf, oder ob ich thun muß, als sei ich noch blind."

Viertes Kapitel

1.

Renate saß in ihrem Zimmer, das vom sanftesten Licht der verhängten Lampe erfüllt war. Durch die offenen Fenster blickte sie in die durchrauschten Bäume, auf deren gelbgewordenes Laub noch zitternde Lichtreflexe fielen. Im Erdgeschoß war das hastige Auf und Ab der Diener, die unter der Leitung der Frau Fuchs die Tische deckten. Renate schien es rätselhaft, wie der Tag vergangen war. Sie hatte ihn kaum gesehen. Sie hatte stundenlang gelesen. Sie kaufte jetzt viele Bücher, die man ihr als modern pries, und sie verschlang sie, wie Verhungernde das Brot verschlingen. Aber was sie gewann, war fern und ungreifbar, wilder Dunst, leere Befürchtungen. Dann hielt sie wieder Wanderers Brief in Händen, der ihr dankte für ihr Vertrauen, und der ihr schrieb, daß es Dinge gäbe, die sich im flüchtigen Vorbei-Erleben weit ungeheurer darstellten, als sie die Gewohnheit des Daseins schließlich gestalte. Eine feige Auskunft, schnörkelhafte Worte, das empfand sie wohl. Sie bereute, etwas erwartet

zu haben. Aber sein sicheres und ruhiges Wesen hatte sie ermutigt.

Loni kam herauf, sie zu rufen. Sie warf noch einen Blick auf das bunte Allerlei, das in farbiger Dämmerung vor ihr lag, und verlöschte das Licht. Stärker rauschten die Bäume, die Nacht schien ruhelos zu werden. Die Gräfin und die Baronin Terke, Ernestine Jensen mit ihrer Mutter sollten kommen. Aber wünschte Renate, daß jene kämen? Wünschte sie die lauten Zärtlichkeiten, die nichtssagenden Küsse, den Austausch wohlbekannter Geheimnisse? Nein. Wünschte sie den Herzog mit seiner kalten Ruhe, in dessen Augen es bisweilen von schwüler messender Begierde aufzuckte? Nein. Aber wußte Renate, was sie wünschte? Nein.

Auch Wanderer war eingeladen worden. Er hatte vorgestern seine Karte abgegeben.

Renate riß den roten Crepeschirm weg, der über der hohen Lampe neben dem Flügel hing; sie konnte das rötliche Licht nicht vertragen. Frau Fuchs dachte sich: nun ja, die jungen Mädchen lieben es, ein wenig Schreckensregiment zu führen. Sie lächelte nachsichtig und stülpte später den roten Stoff wieder über. Solch träge Geduldigkeit war ihre stärkste Waffe. Im übrigen gebärdete sie sich, als ob sie selbst Herzogin werden sollte, sprach so langsam, als wünsche sie kein Wort zu verschwenden, bevor sie bei Hof empfangen worden.

Die Damen Terke kamen und gleich darauf auch Jensens. Die kleine Baronin schnaufte und keuchte ihre Liebenswürdigkeiten hervor, und ihr

über und über verschminktes Gesicht hatte etwas Gespensterhaftes. Beständig wurde über sie gelacht. Sie sagte Wahrheiten, die gleichsam unter der Haut lagen, so daß es kitzelte, wenn man sie berührte. Die junge Gräfin Adele war in Gesellschaft ganz verändert. Sie liebte es zu schweigen, war auf das Mädchen mit der schönen Figur abgerichtet, machte keine Bewegung, die nicht vornehm war, sprach nichts ohne die eindrucksvolle Schwere einer denkenden Persönlichkeit und lächelte süß. Wenn sie aber lachte, dann leuchtete es in ihrem Wesen von Oberflächlichkeit. Ernestine Jensen dagegen war häßlich. Wenn sie entzückt oder erfreut war, senkte sie den Kopf und drehte die Augen nach oben. Sie verging unter geheimen Wünschen, aber aus Furcht, man könne es ihr anmerken, (weil sie in schwermütigen Stimmungen noch weniger einnehmend aussah) bepanzerte sie sich stets mit dem entzückten Blick von unten nach oben.

Man sprach von einem neuen Buch mit dem scheinbaren Vermögen, zu verstehen. Es wurde kritisiert, als ob ein Buch wie ein Kleid sei, das Jedem passen müsse. Die Gräfin Terke saß am Flügel, und ihre Finger huschten über die Tasten, daß die Töne wie auf Sammt zu gleiten schienen. Renate hörte zu, und um es zu verbergen, lächelte sie abwesend bei allem was gesagt wurde, — auch dann, als die Baronin eine sehr tragische Geschichte erzählte, worin Jemand ein junges Mädchen verführt hatte und mit ihr den Hungertod in Brüssel

gestorben war. Eine einleuchtende und tief moralische Geschichte. Fräulein Jensen errötete, als das Wort Geliebte fiel, und blickte rasch auf die Spitze ihres Lackschuhs. Die Baronin lachte quietschend, denn selbst in der schauerlichen Katastrophe des Hungertodes hatte sie eine witzige Nuance gefunden, welche nun die beiden jungen Mädchen, Adele und Ernestine, zum Erröten veranlaßte. Renate saß und dachte an ein fremdes Land oder an eine fremde Stadt.

Ein Lakai meldete den Herzog, und einige Minuten später erschienen Renates Schwestern zugleich mit Anselm Wanderer. Sie waren sehr laut, und da sie zu glänzen suchten, kehrten sie ihr ganzes Wesen hervor. Der Herzog trat ein, Alle erhoben sich, und der ganze Raum schien von Feierlichkeit erfüllt. Renate ging ihrem Verlobten entgegen, und sie küßten sich, — höflich. Der Herzog war etwa fünfundvierzig Jahre alt. Sein Auftreten war voll Ruhe und Kälte. Er machte den Eindruck eines weitgereisten Fremden, den die Gewohnheit des Vielsehens aller Unmittelbarkeit der Gesichtszüge beraubt hat. Seine Augen hatten etwas Stählernes, kurz und kühl Prüfendes. Er hatte nichts Höfisches an sich, erinnerte vielmehr in seinem Wesen an einen russischen Emigranten von hohem Adel. Sein Händedruck erweckte das Gefühl der Verläßlichkeit. Man rühmte seine unabhängige Haltung, seinen weiten Blick in politischen Dingen, seine Abenteuer mit Frauen, seine Reisen und seine Stallungen.

Renate sah zu, wie er sich mit den Damen unterhielt. Sie saß am Flügel, den Kopf zurückgelehnt, und eine tiefe Gleichgiltigkeit gegen ihr Leben erfaßte sie. Die gesellschaftliche Höhe, in die sie emporgetragen werden sollte, erschien ihr wie der eisige Nordpol. Sie dachte an Elwine Simon mit einer Mischung von Freundschaft und Grauen. Die Schwestern und die beiden anderen Mädchen näherten sich kichernd, thaten liebenswürdig vor ihr, und baten sie, zu spielen. Jedenfalls wünschten sie nur, daß man höre, wie hübsch sie bitten konnten. Renate war ihnen zu Willen und spielte einen Walzer, von dem nur ihre Hand etwas wußte. Währenddem klagte die Gräfin Terke dem Herzog vom Ueberhandnehmen des Sozialismus, was dem Herzog natürlich nicht unbekannt war. In der Ecke vor dem Paravent erzählte die Baronin dem jungen Wanderer in ihrer zappeligen und parodistischen Weise, daß in den Lebensanschauungen des Hundes Tiger eine entscheidende Wandlung eingetreten sei, indem er sich jetzt für Musik interessiere. Die jungen Mädchen aber sagten: „Reizend! Ganz entzückend!“ als Renate fertig war.

Sie blieb mit ihrem wundervollen Spitzenkleid am Fußrad des Flügels hängen, und Wanderer sprang herzu und befreite sie geschickt.

2.

In dem Zimmer, das gegen den Garten führte, war ein Balkon, der im Sommer offen und vom Oktober ab mit Glaswänden versehen wurde. Dort saß Wanderer mit Frau Fuchs. Sie erzählte ihm von der letzten Badereise, eine Erzählung, die eigentlich nur aus Stationsnamen bestand. „Wir kamen durch Augsburg, nun, eine schöne Stadt, jawohl, eine sehr schöne Stadt. Stuttgart, auch eine schöne Stadt. Freiburg, nun, (dieses bedächtige Nun spielte eine große Rolle) eine ganz hübsche Stadt. Jaa. Dort bei Professor Schäufflin hatte Renate den Herzog kennen gelernt, jawohl. Man kann wirklich sagen, das war Liebe auf den ersten Blick, jawohl. Bei ihm wenigstens. Nun, mit Renate ist es so schwer. Man weiß nie etwas bei ihr. Nun, dann kamen wir nach Baden-Baden. Ein sehr schöner Ort, fast feenhaft, aber sehr heiß. Eines Tages ritt Renate aus, das Pferd wurde scheu, jawohl, mitten auf der großen Promenade, aus der Menge springt ein Herr, fällt dem Tier in die Zügel . . . es war der Herzog. Nun, von da an trafen sie sich öfter, das heißt selbstverständlich in meiner Gegenwart. T—jaa!"

„Sehr interessant," murmelte Wanderer höflich. Die Sprechweise der alten Dame erinnerte ihn an das Auspressen einer welken Citrone. Sie selbst behandelte jedes Wort wie einen seltenen Leckerbissen, ließ es förmlich auf der Zunge zergehn und drückte

dann die Augen zusammen, besonders wenn sie „nun“ sagte, was ihr sehr großen Genuß zu bereiten schien.

Renate kam rasch, um ihre Mutter wegen der Weine zu fragen. Wanderer erhob sich, aber Renate ließ sich müde auf den Stuhl fallen, den ihre Mutter eingenommen. „Ihren Brief habe ich erhalten,“ sagte sie stirnrunzelnd. „Uebrigens war ich böse, daß Sie mir geschrieben haben.“

Da er schwieg, fuhr sie etwas nervös fort: „Meine Mutter hat Ihnen wohl die Geschichte aus Baden-Baden erzählt? Ja, das thut sie immer. Aber ich muß Ihnen gleich sagen, es war nicht der Herzog, der mein Pferd hielt, sondern sein Begleiter, Major von Stahleck. Meine Mutter findet, es hätte eben so gut der Herzog sein können. Da erzählt sie es eben so. Trotzdem, sie ist eine Herzensgute.“

„Sie sind sonderbar unruhig,“ sagte Wanderer, indem er sie anschaute.

„Ja, ich habe zu wenig geschlafen. Gestern waren wir bei Tristan.“

„Hat es Ihnen gefallen?“

„Es hat mich sehr ermüdet. Ich versteh auch diese Musik nicht. Das heißt, manchmal hab ich das Gefühl, wenn Du das verstündest, müßtest Du sehr unglücklich sein, dann hör ich eine Zeit lang gar nicht mehr hin. Begreifen Sie das?“

„Nicht ganz. Was ich Ihnen sagen wollte, gnädiges Fräulein, — ich habe für Elwine Simon

eine Stelle gefunden. Sie . . . ist auch schon dort. Sie . . . hat auch eine andere Wohnung —"

Er hielt inne. Renate wurde blaß, dann rot, dann lächelte sie, dann legte sie flüchtig ihre Hand auf das Handgelenk des jungen Mannes und sagte: „Das will ich Ihnen nie vergessen." Sie stand auf und ging, mit leichterem Schritt als sie gekommen war.

Wanderer hatte nicht den Wunsch, in den großen Salon zurückzukehren, aus welchem deutlich das Raunen der Stimmen drang. Auf einer Staffelei in der Ecke stand das von Renates Hand skizzierte Porträt Gisas. Es erinnerte ihn an ein merkwürdiges und aufregendes Gespräch mit Süssenguth, das sich ungefähr in folgender Weise entwickelt hatte.

„Sie, — diese Gisa Schumann ist das Reinste, Vollendetste, Herrlichste, Beneidenswerteste an Körper und Seele!" (Man kennt Süssenguths Jargon).

„Ja, sie gefällt mir."

„Gefällt mir! Eine Individualität! Sie hat die Melancholieen des Lebens empfunden, schwere Schicksale durch die Kraft ihrer Jungfräulichkeit besiegt. Da sprechen Sie von ‚gefällt mir'?" Süssenguth war außer sich.

Wanderer besänftigte ihn und bekam nun unter dem strengen Versprechen der Verschwiegenheit zu hören, was Süssenguth von Gisa selbst wußte. Gisas Eltern, armen und habgierigen Leuten war durch eine vornehm aussehende Dame mitgeteilt worden, daß sich ein hochgestellter Herr vom Hof

lebhaft für Gisa interessiere. Er hatte sie im Atelier eines Malers gesehen. Unterhandlungen wurden gepflogen, von denen das junge Mädchen nichts wußte und nichts erfahren sollte. Eine hohe Geldsumme wurde den Eltern versprochen, falls sich Gisa unter gewissen Bedingungen bereit erkläre. Es war in aller Form ein Kauf. Gisa wurde in ein ehemaliges Atelier bestellt, das in der Amalienstraße lag, und wo die vornehme Dame sie nach langen Ueberredungskünsten bewog, ihr Akt zu stehen. Gisa war sonst nur Kopfmodell und kein Betrag hätte sie zu jener anderen Art des Erwerbs bewegen können; das außerordentlich liebenswürdige und mütterliche Wesen der alten Dame zerstreute endlich ihre Bedenken. Das Atelier lag neben der Wohnung Süssenguths, die ebenfalls früher als Atelier gedient hatte, jetzt aber mehr einer Höhle als der Behausung eines Menschen glich. Wie täglich, schlief Süssenguth bis tief in den Nachmittag hinein, als er durch wiederholte dumpfe und furchtbare Schreie geweckt wurde. Kaum hatte er sich notdürftig angekleidet, als er das junge Mädchen nackt, besinnungslos, einer Wahnsinnigen gleich an seinem Fenster vorbeilaufen sah, die Arme in der Luft, den Kopf zurückgeworfen. Er erkannte sie, erriet es beinahe; seit langem war sie ein Gegenstand seiner Begeisterung gewesen, hatte er Gefahren für sie gewittert. Er rannte auf den Hof, in den Flur, hatte dort die jungen Leute bei ihr getroffen. Das Nachbar-Atelier war indes verlassen worden, — unbemerkt, denn das Hofgebäude

hatte auch einen Ausgang nach der Türkenstraße. Gisa wollte lange nichts erzählen, nicht daran erinnert sein; das Ereignis hinterließ in ihrem Innern einen Zustand krankhafter Betrübnis. Gerichtliche Schritte wurden natürlich unterdrückt; es geschah alles, um dem Vorfall und seinem Opfer Vergessenheit zu bringen.

So erzählte Süssenguth. Jedes Wort schien an seinem Nebenwort zu leiden; er keuchte die Sätze heraus, sein Körper war von Krämpfen des Mitleids und der Wut erschüttert. Schließlich fügte er hinzu, er wisse wohl, welchen hohen Herrn er mit solcher Anklage treffen könne, aber vieles verschließe ihm den Mund. „Und nun, Verschwiegenheit lieber Freund!" Damit war er um die Ecke des Odeonsplatzes verschwunden. —

Wanderer wurde durch ein unterwürfiges Kichern aufgeschreckt und schämte sich der unschicklichen Einsamkeit. Es waren die Schwestern mit dem Herzog, und sie umtrippelten ihn wie zwei scheue Hühner. Vor der Pastellskizze Gisas, — einer lebendigen und charakteristischen Zeichnung — blieben sie stehen. Der Herzog fuhr plötzlich mit beiden Händen in die Taschen, eine seltsame Bewegung, von dem Platz aus gesehen, wo Wanderer saß. Dann wandte er sich heftig nach einem Tisch mit Photographien, warf die Cartons nervös umher und bat um ein Glas Wasser.

3.

„Sie gehen da herum wie ein junger Bär," sagte die Baronin Terke zu Wanderer. Sie saß, wie sie sich ausdrückte, „mollig" in einem Winkel und gab vor, zu beobachten. In Wirklichkeit schlief sie meist. Treffende Vergleiche fand sie stets; Wanderers verdeckte Schüchternheit konnte nicht besser verspottet werden. Er wollte gelangweilt aussehen und erschien ängstlich. Er lächelte verzwickt, wenn ihn jemand ansprach, drehte mit eleganter Bewegung das formvollendete Schnurrbärtchen, machte abwechselnd ein wohlwollendes und resigniertes Gesicht, seufzte, blickte dies und das an, anscheinend zerstreut, in Wirklichkeit lauschend wie ein Dachs in seinem Bau. Komische Mischung von Eitelkeit und Ueber-der-Sache-Stehen.

Er glaubte, sich mit den jungen Damen unterhalten zu müssen und nahm lächelnd neben Adele von Terke Platz. „Spielen Sie Klavier, gnädiges Fräulein?" — „Ja." — „Spielen Sie gern Klavier?" — „O ja." — „Was spielen Sie am liebsten? Klassische Musik?" — „Ja, auch klassische Musik..." — „Spielen Sie z. B. den Liebestod?" — „Liebestod? Nein. Den Totentanz spiele ich jetzt. Uchh, das ist unheimlich; aber nicht klassisch." — „Es muß ja nicht klassisch sein." — „Nein, müssen thut es nicht. Davon ist keine Rede."

Entmutigt, aber mit demselben Lächeln wandte

er sich an Ernestine Jensen. „Lesen Sie viel, gnädiges Fräulein?“ — „Ach, eigentlich nicht.“ — „Was lesen Sie meistens?“ — „Jetzt les' ich Zlatarog von Baumbach. Es ist so schön. So etwas kann doch nur ein Dichter schreiben.“ Sie wandte die Augen verzückt nach oben. „Ja, Sie haben Recht, nur ein großer Dichter vermag das.“ — Aufmerksam gemacht durch den Ton, streifte ihn das junge Mädchen mit einem schnellen, argwöhnischen Blick und eilte dann mit etwas gewaltsamer Herzlichkeit auf Renates Schwestern zu, die aus dem Kichern gar nicht mehr herauskamen.

Die Baronin war inzwischen atemlos und luftschnappend bemüht, eine nicht ganz einwandfreie Geschichte von einem Major zu erzählen, der nach Hause gekommen war, und seine Gemahlin überrascht hatte. Die Gräfin biß sich fortwährend auf die Lippen, wurde blaß und rot, aber die mollige Baronin versenkte sich ganz in die Komik des Vorfalls, und war ihrer Sache gewiß. In der That war es schwer, ihr irgend etwas übel zu nehmen, und sie baute fest, mit heimlicher Ironie, auf ihren Enfantterrible-Ruf. Renate empfand eine herzliche Zuneigung zu dieser Frau. Vielleicht nur, weil sie so natürlich war. Sie hörte ihrem gleichmäßig hinfließenden Geplauder zu, und eine andere Welt glaubte sie darin auftauchen zu sehen. Denn Leben und Erlebnis mußten es sein, auf deren dunklem Grund sich die verschnörkelten Arabesken ihres Humors malten.

Der Herzog führte Renate zu Tisch. Während

sie mit ihm ging, hörte sie den Sturmwind tosen, und unwillkürlich schob sie ihren Arm tiefer in den des Verlobten. Aber sie hörte nun den Sturm nicht weniger deutlich. Beim Braten wandte sich der Herzog zu ihr. „Was ist das für ein Modell, Renate, das Du für Deine Pastellskizze benutzt hast?“

„Schön, nicht?“ gab Renate zurück. Doch über ihre Stirn flog ein Schatten.

„Ein wenig zu ... orientalisch, finde ich.“ Der Herzog lachte gekünstelt. „Aber ich meine, wie Du dazu gekommen bist?“

„Kennst Du sie denn? Das heißt natürlich, ob Du sie schon gesehen hast. Es ist neulich etwas Schreckliches mit ihr passiert.“

„Hat sie Dir selbst davon erzählt?“

„Sie selbst? Nein. Sie ist gar nicht plauderhaft. Ich habe es oben von der Malschule aus gesehen, bei Frau Herz. Ich habe dort jemand besucht.“

„Ach so. Das ist allerdings —“ Der Herzog schwieg einige Sekunden und fuhr dann fort: „Du würdest mich sehr zu Dank verpflichten, Renate, wenn Du dieses Modell aufgeben würdest. Die Sache ist mir aus einem bestimmten Grund unsympathisch.“

Renate blickte befremdet vor sich hin. Das klang deutlich. War das die erste von den Fesseln, welche Süssenguth gemeint, als sie in Bogenhausen gewesen war? Die Worte lagen noch unbeweglich in ihrem Ohr ... Ich möchte nicht um eine Kaiser-

krone die Augen haben, mit denen Sie die Zukunft sehen müssen. Was für unerhörte Hoffnungen geben Sie auf gegen ein paar triste Gewißheiten! Bis jetzt sind Sie gegangen. Nun werden Sie geschleppt, geschleift, gehetzt. Bis jetzt haben Sie geredet oder geschwiegen, nach Willen. Nun werden Sie schweigen müssen, wenn Sie reden wollen, und an die Stelle Ihrer Worte werden Seufzer treten. Ich kenne die Tragödien der Frau! Märtyrerinnen einer Etikette!

Die kühnen Worte hatte sie hingenommen und mit dem Schirm Linien in den Sand gezogen. Sie begann zu ahnen, — und seufzte.

„Nun, wir werden im nächsten Sommer nach Ischl gehen", hörte sie die Mutter sagen. „Ischl, ein sehr schöner Ort, Jawohl." Eine glückliche Frau bei ihrem Nun nun Jawohl. Renate sagte dem Herzog, sie freue sich über den Entschluß, das Hochzeitsfest im engsten Kreis zu feiern, von jeder Reise vorläufig abzusehen und das einsame Schloß in Gräflsing als Quartier zu wählen. Fern von der Stadt werde sich das neue Leben harmonisch entwickeln. Fremde Hände beschmutzen ein so empfindliches Ding, wie es eine Ehe schließlich ist. Sie brachte das wie die Erzählung eines Traumes vor. Der Herzog schwieg. Diese Sprache gab ihm zu überlegen. Wenn er Renate liebte, geschah es nur bis zu dem Punkt, wo sie zu denken anfing. Er fand in ihrem Wesen etwas Berauschendes. Ihre ungewissen Blicke, das ungewisse Hin und Her ihrer Stimmung, ihre oft so undeutbare Schweigsamkeit,

ihre herbe Zurückhaltung, die feine Mischung von frauen- und mädchenhafter Art, alles übte große Macht über ihn aus. Mit einer Zärtlichkeit fast wider Willen hatte er sich ihr zugewandt. Sie, in immer gleicher, leicht verschleierter Angst, mit der flehentlichen Bitte um Geduld in den großen Augen, erschien selbst in den Stunden heiterer Ausgelassenheit wie eine Trostbedürftige.

Wanderer, der ihr gegenübersaß, von einem Rosenbouquet halb verborgen, blickte fortwährend auf ihre bleichen Hände. Fräulein Jensen hatte ihm erzählt, in vierzehn Tagen kehre der Fabrikant Fuchs von einer italienischen Reise zurück, dann finde die Vermählung statt.

4.

Das Abendessen war zu Ende.

Am Kamin des Nebenzimmers war ein lauschiger Platz, halb durch eine Palme, halb durch einen hohen Schirm gebildet. Dort stand Wanderer, als Renate hinzukam. Zweifelnd blickte sie ihn an, denn sie glaubte, der Abend habe ihn verstimmt. Dann lächelte sie zu Boden, — mit gesenkten Augen. Von neuem wurde Wanderer von jenem stürmischen Gefühl der Sympathie überflutet, wie neulich auf den Feldern. Er glaubte, nur dafür gelebt zu haben, daß sie jetzt so vor ihm stehen könne, in ihrer bitteren Unbewußtheit, mit ihrem bitteren Lächeln.

„Wie verbringen Sie eigentlich den Tag?" fragte Renate, zerstreut mit dem Fächer spielend.

Wanderer machte eine Grimasse: „Ich thue nichts, — jetzt weniger als je. Nie war ich so faul. Meine einzige Beschäftigung ist, jeden Nachmittag in die Pinakothek zu gehen, in die alte."

„Jeden Nachmittag?"

„Ja. Bis es dunkel wird. Es ist so still dort. Höchstens ein paar hölzerne englische Damen oder ein Copist, das ist alles."

„Ich möchte Sie um etwas bitten," sagte Renate hastig, indem sie Platz nahm. „Aber Sie dürfen mir nicht böse sein." Es war die Geschichte mit Gisa, die sie zu wissen begehrte.

Wanderer erblaßte. Er hätte ja sagen können, er wisse nichts. Aber die Lust, sie zu fesseln war stärker. Er machte in umständlicher Weise ein Geheimnis daraus, begann wie ein geschulter Romancier mit Nebensächlichkeiten, um sich dann kraftvoll auf das Thema zu stürzen. Er sagte, was er von Süssenguth erfahren hatte.

Renate blieb still sitzen als er fertig war und blickte in die Flammen des Kamins, die hoch aufspritzten wie glühende Gischt. Wahrscheinlich hatte etwas Grauenhaftes und Düsteres von ihr Besitz ergriffen, aber kaum leserlich stand es in ihren Zügen. „Es ist heute ein schrecklicher Sturm," sagte sie, „er reißt uns noch das Dach fort."

Wanderer empfand etwas von dem Verdruß eines erfolglosen Schauspielers. Doch sogleich wurde

er bestürzt darüber und sagte voll Scham und tiefem Ernst: „Ich versteh das nicht. Ich versteh nicht die elende Jagd nur nach dem Körper. Ich weiß ja nicht, ich hab es ja nie empfunden, aber mir könnte ein Weib nichts sein, ohne daß mir ihre leiseste Besorgnis ebenso teuer wäre wie ihr Kuß —"

Renate machte eine heftige und erschreckte Bewegung mit der Hand. Wanderer brach ab und sah sich um. Dann sagte das junge Mädchen leise, ohne vom Feuer wegzusehen: „Sie haben das noch nie empfunden, sagen Sie?"

Wanderer beugte sich kaum merklich vor und schüttelte den Kopf. „Die Liebe? Nein." Er blickte jetzt ebenfalls ins Feuer. „Ich muß Ihren eigenen Ausdruck gebrauchen: ich suche." Wieder hatte er das Gefühl des Unwürdigen, da er so hohe Worte machte, weil ihm das einfache versagte.

Renate schüttelte sich wie frierend und kehrte in das Zimmer zurück, das ihr nun wie ein Panorama erschien, fremd und aufdringlich. Wie zart und weiß ist ihre Haut, dachte Wanderer, der ihr nachschaute, wie sie die bloßen Schultern deutlich wiegte.

Die Gräfin spielte Chopin opus 37, 2. Aber es war nichts weniger als Chopin. Vielmehr war es der Aerger über die ausschweifende Redseligkeit ihrer Schwägerin, die bei dem ergötzlichen Thema Tiger angelangt war. Dann sang Adele von Terke: Ich hört ein Bächlein rauschen. Ihre Stimme war scharf wie Stahl.

Um elf Uhr fand allgemeiner Aufbruch statt. Renate begleitete den Herzog bis zum Thor. Die jungen Mädchen waren sehr laut und stellten sich, als ob sie leise wären. Die Gräfin war verstimmt, die Baronin erzählte noch in aller Eile eine entlegene Geschichte von „ihrem Freund“ Dingelstedt, Wanderer kämpfte mit Verachtung und Trauer. Es regnet, hieß es, und er knöpfte den Mantel fest zu und stellte den Kragen in die Höhe. Die Kutscher standen schweigend am Zaun, und ihre gelben Pelerinen flatterten. „Auf Wiedersehen, Renate,“ sagte der Herzog. Sie reichte ihm die Hand mit einem Lächeln, das keines war, blickte sich nach Wanderer um, der wartend stand, sich zu verabschieden. Es fror sie in bloßen Schultern und mit scherzhaftem Zähneklappern lief sie ins Zimmer.

„Nun, es war ein hübscher Abend, ein sehr hübscher Abend,“ sagte Frau Fuchs. „Bist Du zufrieden mit dem Herzog, Renate?“ Und da Renate schwieg: „Nun, ich denke, Du kannst zufrieden sein. Als Fuchs mich heiratete, hab ich mir davon nichts träumen lassen. Jawohl. Und Fuchs war doch kein unübler Mann. Nun, Mädchen, ich denke, ihr könnt zu Bette gehen.“

Damit waren Loni und Martha gemeint, die so viele Geheimnisse hatten, daß man glauben sollte, sie könnten in einer einzigen Nacht nicht zu Ende kommen. Sie schliefen im oberen Erkerzimmer, jede in einem Bett mit himmelblauen Damastdecken. Doch meist lagen sie beisammen, weil sie trotz der Ampel

Furcht hatten, und weil so viel leise zu flüstern war, die Decke über dem Kopf.

Frau Fuchs las noch die allgemeine Zeitung und Renate ging rastlos umher. Schließlich trat sie ans Fenster und hörte und sah die rauschenden Bäume. Verlassen lag der Garten, die Sträucher tropften, in zerflossenem Graugelb dehnte sich der Himmel. Dann ging sie zum Klavier, begann zu spielen. Schwere, getragene Rhythmen entglitten ihren Fingern, eine düstere und monotone Melodie, als ob sie die Regen- und Sturmnacht in Töne bringen wollte. Plötzlich wurde ihr das Herz so schwer, daß sie die Hände fallen ließ und die Augen schloß.

„Nun, Du spielst da trauriges Zeug zusammen, wahrhaftig Renate," sagte Frau Fuchs aus ihrer Zeitung schielend. „Ich denke, gerade Du hast doch keine Ursache dazu."

Fünftes Kapitel

1.

Renates Unrast trieb sie, unablässig Besuche zu machen und so zu leben, daß sie nicht gezwungen war, allein zu bleiben. Unter den Freundinnen, die sie aufsuchte, war auch Helene Brosam, die Frau eines Arztes, die sie ein Jahr früher auf einem Maskenball im Odeon kennen gelernt hatte. Zu ihr ging sie heute, an einem hellen, fast freudigen Tag im ersten Drittel des Oktobers. Sie wollte ein paar Stunden plaudern, oder vielmehr, sich von Helene Brosam vorplaudern lassen, — der Schmiegsamen, Scharfsinnigen, Katzenhaften.

„Ich habe Sie lange nicht gesehen," sagte Helene, setzte sich auf einen Lehnstuhl und baumelte mit den Füßen, die nicht bis zur Erde reichten.

„Wie geht es Ihnen immer?" fragte Renate, ziemlich eingeschüchtert durch den forschenden Blick der Freundin.

„Na . . . Sosolala. Aber Sie, Sie müssen doch ungeheuer glücklich sein. Ein Herzog! Das ist, wovon man in der Schule träumt."

Renate verzog kaum merklich den Mund. „Was macht Ihre Kleine?" fragte sie. „Ist sie immer noch so lustig?"

„Sie spielt jetzt mit den Buben im Hof. Mein Mann ist leider nach Bruck gefahren. Er hat dort einen Krankenbesuch."

„Sie leben wohl sehr glücklich?" fragte Renate in einem unwiderstehlichen Zwang von Neugierde und Zukunftsfurcht.

Frau Helene baumelte stärker mit den Füßen und kniff die Augen zusammen. „Glücklich . . . die Wurst im Wurstkessel ist vielleicht glücklich. Und auch das ist zweifelhaft."

„Aber ich meine so in der Ehe —"

„In der Ehe?" Helene spitzte boshaft die Lippen und pfiff leise. „Es ist ganz nett manchmal. Besonders anfangs. Später ist es auch oft nett, aber ohne den Herrn Gemahl. Im Ganzen kann ich die Sache nicht empfehlen."

Renates erschreckter Blick haftete an einem Bild über dem Sopha. Es war Doktor Brosam, ein schöner Mann. Stirn und Haartracht waren ähnlich wie bei Anselm Wanderer, so fand sie wenigstens.

„Was das Wichtigste ist," fuhr Helene mit komisch-pretiösem Stirnrunzeln fort, „zwei Schlafzimmer. Bei Ihnen ist das selbstverständlich. Aber bei einem Doktor . . . Ein Mann ist etwas Gräßliches, wenn er sich nicht mehr zu genieren braucht."

Renate errötete und mußte lachen. Im Innern war sie verwirrter als je. „Sagen Sie mir," fing

sie wieder an, „haben Sie alles gewußt, was Ihr Mann vor Ihnen erlebt hatte?"

Helene Brosam richtete einen flüchtigen Blick des Verstehens auf Renate. Dann lachte sie gezwungen und hölzern. „Man nimmt das nicht so genau. Es ist eine schmutzige Welt. Die Männer sind auch nicht sauberer. Wir sind doch nicht da, um große Wäsche zu halten." Um ihre Gleichgiltigkeit zu zeigen, riß sie die Augen auf wie ein Clown, leckte an einem Stückchen Zigarettenpapier herum, bis es naß war. Dann klebte sie es an die Nase, daß es wie eine Fahne hing, schielte kokett-feierlich in den Spiegel und lachte. So saß sie, mit den Füßen baumelnd, als ihr Töchterchen zur Thüre hineinschoß und die Mutter zigeunerhaft wild abküßte. Wie einer alten Kameradin gab das Kind Renate die Hand und erzählte wichtig, daß es Herrn Gudstikker begegnet sei, der heraufkommen wolle.

„Ist das der berühmte —?" fragte Renate.

„Ja. Stefan Gudstikker."

„Ich möchte ihn gern kennen lernen."

„Bitte. Er hat Marianne ein Kinderbuch geschenkt, und ihr etwas hineingeschrieben."

In dem Buche, das Marianne zeigte, stand: Die Seele, die in Dir gelebt, wandert zu fernen Höhen, um dort, was Du gelitten hast, erst deutlich zu verstehen.

Renate las es zweimal. Sie hatte bald gehen wollen, denn vieles lastete in diesen Tagen auf ihr. Solche Besuche durften nur heimliche sein, und die

Stunden dazu erstahl sie sich. Der Herzog liebte es nicht, daß sie sich so unstät an allerlei Volk wandte, obwohl seine Vornehmheit nicht steifleinen war. Doch wollte er nicht gänzlich mit dem Hofe brechen. Heute Abend sollte große Gesellschaft in seinem Palais sein, und es hieß, die Mutter und einige Verwandten hätten sich bereit erklärt, die Braut kennen zu lernen. Diese Bereitschaftskundgebung hatte etwas aufgeweckt in Renate. Ihre Zurückhaltung war gewichen, und sie hatte gelacht. Frau Fuchs aber hatte gesagt: „Nun Renate, das ist merkwürdig, daß Du lachst. Ich finde das durchaus nicht komisch. Schließlich sind wir die Unterthanen, jawohl."

Die Seele, die in Dir gelebt, wandert zu fernen Höhen, um dort, was Du gelitten hast, erst deutlich zu verstehen. Sie wollte den Mann kennen lernen, der das geschrieben, deshalb blieb Renate. Ihr ganzes Wesen lechzte nach Rat und Aufschluß. Sie verstand es nicht, was sie litt.

2.

Es läutete energisch und kurz. „So läutet nur ein berühmter Mann," erklärte Helene Brosam, und schickte das Kind hinaus. Renates Herz klopfte.

Die Thür that sich auf, und Stefan Gudstikker erschien mit der Miene eines aufs äußerste beschäftigten Menschen. Er strich durch das dichte, wellige Haar, knipste ein Stäubchen von der Man-

schette und eilte auf die Hausfrau zu. Er war ein Mann von vierzig Jahren. Wenn man sagen kann, daß jemand von Wichtigkeit strahle, so that er es. Das schwarze Haar, der schwarze elegante Spitzbart, das zierliche Mündchen, die unruhigen Augen, der graziös sitzende Zwicker, alles war von Wichtigkeit übergossen. Er lächelte selten, und wenn er es that, gewissermaßen offiziell. Er hatte keine Zeit, zu lächeln.

„Stefan Gudstikker — Fräulein Renate Fuchs.“ Helene Brosam wurde sehr gravitätisch, indem sie vorstellte. Gudstikkers Benehmen erhielt sofort etwas Rücksichtsvolles und Wissendes, als billige er die vielbesprochene Heirat nicht geradezu, könne sie aber nicht völlig verurteilen.

„Woran arbeiten Sie jetzt?“ fragte Frau Helene. „Welche Abteilung des öffentlichen Lebens werden Sie vernichten?“

Gudstikker neigte den Kopf nach links. „Ich arbeite an einem Frauenroman,“ sagte er gleichgiltig thuend, mit müder Noblesse.

Renate beugte sich horchend vor.

„Meiner Ansicht nach sind die Zustände unhaltbar geworden. Die begabten Frauen verlieren sich, die unbegabten gehen zu Grund. Ueberall ist ein Schrei nach Erlösung, aus sozialer Not oder persönlicher Not. Die einen wollen zu Männern werden, mißverstehen ihre Kräfte, — verzeihen Sie, meine Damen, wenn ich mir eine Zigarette anzünde? — die anderen hängen unrettbar am Körperlosen.

Die einen verachten den Mann, die andern verlangen Uebermenschliches von ihm. Und doch wird das Buch zu einer vernichtenden Anklage gerade gegen die Männer werden."

„Also doch vernichtend," sagte Helene. Renate warf ihr einen bittenden Blick zu. „Wie nennen Sie das Buch?" fragte sie, blaß vom Mitfühlen.

„Veronikas Ende. Der Titel sagt nicht sehr viel. Es wird kolossales Aufsehen machen." Gudstikker zog die Brauen zusammen, dachte angestrengt nach und zupfte an seiner Unterlippe. Während des ganzen Gesprächs hatte er das linke Bein nachlässig über das rechte geschlagen und mit weiten Augen ins Ferne geblickt.

„Sagen Sie mir nur das eine," begann Renate und wandte sich mit einer flehentlichen Bewegung der Hände zu ihm, „sagen Sie: ist es denn unabänderlich, daß die da drunten zu Grunde gehen müssen, damit wir anständig bleiben können?" Sie brachte die Worte stockend heraus, und ihre Wangen flammten, noch mehr, als sie die Wirkung sah. Helene schüttelte mißbilligend den Kopf und spielte mit einer künstlichen Rose auf dem Spiegeltisch. Gudstikker starrte auf seine Kniee und zog bald den einen, bald den andern Mundwinkel gegen das Ohr. Nach einer langen Pause strich er rasch und kraftvoll durch sein Haar, lächelte verheißungsvoll, richtete sich auf und zerrte das Gilet glatt, beugte sich wieder vor, stützte das Haupt in die Hand, blies langsam und feierlich einen dünnen Rauchkegel von sich und

hub an: „Vor dreizehn oder vierzehn Jahren kannte ich in meiner Heimat, ich bin nämlich aus Franken, einen ganz merkwürdigen jungen Menschen. Er hieß Agathon Geyer. Er war so eine Art Weltverbesserer, müssen Sie wissen. Ich hab mal versucht, die Figur dramatisch zu verwerten, so eine Art Faust, wissen Sie. Aber es gelingt mir nicht. Mein Feld ist der Roman. Kurz, dieser Agathon Geyer, ich will nicht weitschweifig werden, wollte unter anderm auch die Zustände reformieren, die sie andeuten. Er heiratete eine Gefallene, (um das Beispiel zu geben), aber die Sache ging schief. Das Leben ist immer stärker als irgend ein Prophet. Ein verrückter Bursche, dieser Geyer, kaum zwanzig Jahre alt, aber ich möchte fast sagen genial. Nebenbei bemerkt, ein Jude, so ein wenig mit messianischen Anwandlungen, edelster Typus, verstehen Sie. Später war er auf einmal verschollen. Bei dem Reformieren ist eben nichts zu holen. Man beschränkt sich darauf, die Natur zu belauschen, solange man die Feder führt. Auf das große Uhrwerk haben wir keinen Einfluß.

Er schwieg. Es war eigentlich nur eine Effektpause, aber die erwartete Wirkung blieb aus. Seine Erzählung kam ihm ein wenig überflüssig vor.

Doch auf Renate hatte es Einfluß geübt. Ihre grüblerische Haltung aufgebend, sagte sie: „Ich denke, man kann erst Frieden finden, wenn man die ganze wilde Komödie gesehen hat, (sie

sagte Komödi, im Dialekt). Sonst lebt man ohne Augen und Ohren. Ehe ich immer in der Angst lebe, in ein tiefes Loch zu fallen, eher will ich gar nicht leben. Ich denke mir, wer das Häßliche nicht sieht, kann auch vom Schönen nichts wissen. Ist es nicht so, sagen Sie doch selbst?“

Sie sah von einem zum andern, senkte plötzlich die Augen und lächelte schüchtern. Gudstikker blickte sie aufmerksam an, wie etwa eine Vase. Aber auch Helene war das Wesen der Freundin sonderbar. Sie ergriff Renates Hand und drückte sie in einer ihr sonst fremden, gütigen Weise.

„Ich weiß nicht, ich bin von robuster Natur,“ sagte Gudstikker. „Ich bin ein Bauernsohn, daher mag es kommen. Dieser Wissensdrang nach dem Moralischen hin ist entschieden Degeneration.“

Renate, verwirrt und bedrückt, erhob sich, sagte Helene flüchtig Lebewohl, drückte Gudstikker ernst und warm die Hand und ging. Als die Thür geschlossen war, lauschte Gudstikker, schritt auf Helene zu und küßte sie auf den Mund. Helenes Züge blieben unbeweglich. „Sie hat mit mir kokettiert,“ sagte Gudstikker ernst.

Renate stand aufatmend im Thorweg und überlegte, ob sie den Wagen benutzen sollte. Vor ihr lag der Wunderbau der Akademie, darüber der krauszerzackte Spätnachmittags-Himmel.

3.

Sie hatte sich dafür entschieden, zu gehen, obwohl die Zeit gemessen war. Die Toilette für den Gesellschaftsabend mußte zwei Stunden in Anspruch nehmen. Sie befahl dem Kutscher, nach Hause zu fahren, und ein unüberwindliches Trotzgefühl trieb sie nach einer anderen Richtung, durch drei oder vier Straßen, bis sie vor der alten Pinakothek stand. Sie besann sich nicht lange, hineinzugehen. Selbst wenn Bekannte droben waren, konnte niemand etwas falsches glauben. So beruhigte sie sich und stieg die breiten Fließen empor.

Im dritten Saal schlenderte in der That Wanderer umher. Sie stellte sich nicht überrascht, sondern ließ ihn ruhig auf sich zukommen. „Ich wollte nur sehen, ob Sie wirklich jeden Nachmittag da sind", sagte sie lächelnd. „Ich bin gerade vorbeigegangen und habe an Sie gedacht."

Wanderer war bestürzt und suchte es zu verbergen. Er hatte ein Buch in der Hand, das er jetzt zuklappte und sagte, nur um rasch ein Wort zu finden: „Sie kommen spät. Es wird gleich geschlossen."

Sie fühlte, daß sie ihr Kommen begründen müsse. „Ja. Schon lange wollte ich die Saskia von Uhlenburg wieder sehen. Wer weiß, wann ich wieder einmal dazu komme. Ist es denn schon so spät?"

„Gleich dreiviertelfünf. Das Licht ist auch schon schlecht. Kein Mensch ist mehr da.“ In der That war die ganze Kette der Säle wie ausgestorben. Es war so still, daß man das Klirren der Glöckchen vernahm, mit denen die Tramwaypferde behangen sind.

Ein kummervoller Zorn erwachte in Renate über die Nüchternheit des jungen Mannes, den sie in Wahrheit suchen gegangen war. Schweigend ging sie an seiner Seite durch die hallenden Räume, und Bild auf Bild zog ihr ungesehen vorbei: Helden und Kinder, Tiere und Landschaften, Interieurs und Still-Leben, bald in bunten, bald in dunklen Farben.

„Können Sie nicht begreifen, daß ich diesen Aufenthalt hier liebe?“ fragte endlich Anselm Wanderer. „Hier bin ich in der besten Gesellschaft und unterhalte mich träumend, brauche gar nicht zu reden.“

„Reden Sie denn so ungern?“

„Sehr. Viel besser ist schweigen.“

„Alle jungen Männer sind so eitel“, erwiderte Renate kopfschüttelnd. „Das ist doch auch nur Eitelkeit.“

„Nein, manchmal ist es auch amüsant. Es ist amüsant, wenn die Leute anfangen unruhig zu werden, sobald einer schweigt. Sie vermuten sofort etwas Gefährliches in ihm.“

„Ja?“ Das fröhlich-fragende Ja war entzückend an ihr. Er nickte und fuhr angeregt fort zu reden. „Sobald man aber spricht, hat man

alles verloren. Da atmen sie auf und werden innerlich Du und Du mit einem. Als ich ein Kind war, wohnte ein Taubstummer in unserm Haus, ein harmloser, hübscher Mensch. Aber für mich war er beängstigend."

„Das ist wahr", bekräftigte Renate. Plötzlich ergriff sie beinahe stürmisch seinen Arm und deutete lautlos auf ein Bild in der Ecke. Es war die Saskia, die durch einen wunderlichen Zufall gerade in den feurigen Strahlen der untergehenden Sonne hing. So kam es, daß die Abendröte auf der Leinwand durch die wirkliche Glut wie übermalt schien. Die Mutter und das Kind auf ihrem Schoß schwammen in Sonnengold.

Wanderer sagte nichts, und Renate war ihm dankbar dafür. Sie fühlte sich von einem Frieden umarmt, der ihr neu war. Langsam ließ sie die Blicke zu Boden gleiten und sann.

Doch bald war es Zeit zu gehen. „Darf ich Sie denn begleiten?" fragte Wanderer etwas unsicher. Sie erschrak wie aus dem Schlaf geweckt und bejahte, nicht ohne geheimen Trotz, wie es ihm schien.

Als sie beim Obelisken waren, dämmerte es schon. Zwei junge Männer gingen vorbei, die höflich grüßten. Renate zuckte zusammen. Eine Erregung kam über sie, deren Grund sie nicht begriff. „Wer war es?" fragte sie.

Es war Dawill, der bleiche Student mit dem unverschämt-schüchternen Grinsen und irgend ein Zweiter, Unbekannter. Renate ging immer langsamer,

je dunkler es wurde, denn ihr Ziel, und das, was sie dort sollte, erschien ihr mehr und mehr abscheulich und entwürdigend. Sie sprach über die Leistungen irgend einer Sängerin, und in ihrem Innern tönte es: sieht niemand, daß ich leide? Als sie hinter dem Hofgarten waren, wo der unterirdische Bach neben der Kasernen-Ruine donnert, blieb Renate stehen und sagte: „Wenn mich jetzt einer nähme und bis nach Australien trüge, ich weiß nicht, wie dankbar ich ihm sein könnte."

Wanderer blickte ihr eine Sekunde lang ernst in die feierlich glänzenden Augen. Die tiefe Unschuld, in der sie dies hingesprochen, ließ keine Phrase zu, vielleicht gar keine Antwort. Er kam sich machtlos und jünglinghaft vor. Doch sagte er: „Sie müssen mir einmal alles erzählen. Wollen Sie?"

Sie erwiderte nur mit einem seufzenden Lachen.

„Kann man es nicht sagen?"

„Nein."

„Aber ich weiß es doch. Seit heute Nachmittag weiß ich alles. Wie komisch übrigens, daß ich Sie hier so begleiten darf, und in ein paar Wochen schon brauchen Sie mich nicht mehr zu kennen."

„Ja, in ein paar Wochen," wiederholte Renate mechanisch, und sie ging schneller und schneller, denn die Versäumnisse, welche sie wie in einem schmerzlichen Traum beging, erfüllten sie mit Angst. Nach fünf Minuten war sie am Thor der Villa, vor dem ein Diener geschäftig Ausschau hielt.

4.

„Nun, Renate, das muß ich sagen, so etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Bist Du denn von Sinnen? Wie willst Du denn in einer Stunde fertig werden?"

„Ich gehe nicht zu dem Empfang," erwiderte Renate und fügte auf ein entsetztes und starres Schweigen der Mutter fast aus Mitleid hinzu: „Ich bin krank."

Loni und Martha standen blaß wie zwei Lilien dabei, rissen die Augen auf. „Ja ich bin krank," wiederholte Renate.

Das Gesicht der alten Dame wurde fahl. Renate entledigte sich des Hutes und der Jacke und legte sich auf die Ottomane, ohne sich sonderlich um Mutter und Schwestern zu kümmern, die nun doch besorgt wurden. „Was fehlt Dir, Renate? Bist Du müde? Hast Du Kopfschmerzen? Sollen wir den Arzt holen? Warum denn nicht? Friert Dich?" In das herzogliche Palais fuhr so schnell als möglich ein Diener. Wenn ich nur wüßte, was mir fehlt, dachte Renate. Was sie gesagt, war weder Ausflucht noch Lüge. In ihr war eine Bangigkeit ohne gleichen. Was hinter ihr lag, war finster, was vor ihr lag, bestand darin, daß sie morgen wieder hingehen könne, die Saskia von Uhlenburg zu betrachten.

Frau Fuchs tröstete sich. Nun, damals, da sie

Fuchs heiratete, hatte es auch unvorhergesehene Zwischenfälle gegeben. Davon ist die Welt voll, schließlich wendet sich alles wieder zum Guten. Jawohl. Unter der Wärme solcher nachgiebigen Weisheit schmolz ihr Groll, und sie lenkte den schweren Schritt zum Schlafzimmer, das feine Seidenkleid mit dem gewöhnlichen Hauskleid zu vertauschen. Wenn Renate erst Herzogin ist, werden diese Aufregungen ein Ende haben, jawohl. Darüber wollte sie heute Abend Patience legen.

Renate lag. Rechts kauerte Loni, links Martha. Renate war stumm, aber die Schwestern unterhielten sich trefflich. „Hat Dich der blonde Leutnant bis ans Haus verfolgt?" — „Bis ans Haus nicht, aber bis zur Brücke." — „Ich habe ihn neulich gesehen. Sein Schnurrbart wird immer länger." — „Hat er Dich gegrüßt? Mich grüßt er immer." — „Weißt Du, an wen er mich erinnert? An den Assessor in ‚Moderne Frauen' —" — „Pst, wenns die Mutter hört." — „Ich hab ja das Buch so gut versteckt." — „Es ist furchtbar spannend." — „Ja, schrecklich interessant. Ob wohl die Komtesse merkt, daß er sie betrügt?" — „So weit bist Du schon? Betrügt er sie wirklich? Er war mir gleich verdächtig." — „Zum Schluß geht es gut aus. Ich hab den Schluß voraus gelesen." — „Schrecklich realistisch ist es geschrieben."

Renate wurde es kalt ums Herz bei diesem Gespräch. Sie saugte sich an unbestimmten Vorstellungen fest; von schönen Landschaften des

Südens, von dem Gesichtsausdruck des Kindes auf dem Rembrandt-Bild, und schließlich tauchte ein Vers auf: die Seele, die in Dir gelebt, wandert zu fernen Höhen . . .

Im ersten Stock wurde eine Thür zugeschlagen. Die Magd kam, um Kohlen an den Kamin zu stellen. Ein leiser Pfiff ertönte auf der Straße, setzte sich in kurzen Pausen fort bis in die weite Ferne. Loni erzählte vom ersten Liebhaber des Hoftheaters, einem schönen Mann. Renate beobachtete gequält die tiefe Nüchternheit, die träg und endlos aus allen Ecken stierte.

Frau Fuchs kam mit einem Brief, den die Post eben gebracht. „Nun Kinder, hört einmal, was mir Fuchs da schreibt. Euer Vater hat also beschlossen, die hiesige Fabrik in ein Aktien-Unternehmen zu verwandeln. Eine gute Idee. Fuchs hat immer den Moment zu nutzen gewußt. Er will dann im badischen Schwarzwald ein Haus kaufen, eine Villa oder so. Ein guter Gedanke, jawohl. Die erste Versammlung der Aktionäre soll schon kommende Woche sein. Er will in den nächsten Tagen zurück sein.“

Die Schwestern waren beglückt. Alles, was mit einer Reise zusammenhing, beglückte sie. Frau Fuchs erzählte weiter, daß Fuchs demnächst geadelt werden solle. Sie gab es feierlich kund, mit gefalteten Händen und halbgeschlossenen Augen. Renate richtete langsam den Oberkörper vom Lager auf und stützte den Kopf in die Hand. Die Rückkunft ihres Vaters

berührte sie als ein Umstand, der Entschlüsse herausforderte. Aber welchem Entschluß sollte sich ihr schwaches Herz zuneigen? Fest blickte sie in den Ausschnitt des dunklen Abends, der zwischen den weißen Gardinen lag, und sie dachte an Flucht. Es war wie ein Wahnsinn. Das Zimmer wurde ihr zum Gefängnis. Das Wichtigste war, auf Befreiung zu sinnen.

Der Diener kam mit folgendem Billet vom Herzog: Liebe Renate, Du hast ein schweres Versäumnis mit diesem rätselhaften Unwohlsein begangen. Ich weiß kaum, was ich thun soll. Es wird sich nicht wieder gut machen lassen. Ich kann natürlich im Augenblick nicht kommen, werde aber in einer Stunde den Kammerdiener schicken und morgen früh selbst vorsprechen. Eine böse Geschichte. Rudolf.

Ein wildes und glückliches Lächeln huschte über Renates Gesicht, als sie mit einem Ruck aufstand. „Ich gehe in mein Zimmer,“ sagte sie, „gute Nacht.“ — „Jetzt schon?“ fragte Frau Fuchs erstaunt. „Nun, Du hast Recht, Renate. Der Schlaf heilt. Gute Nacht, mein Kind.“

Sie kleidete sich droben hastig an, warf den Shawl über, schlüpfte die Treppe herab in den Flur, der schon finster war — auf das Sparen mit Licht verstand sich Frau Fuchs —, da aber ein Geräusch im Salon und das Knarren einer Thüre hörbar wurde, eilte sie hurtig wieder hinauf. Sie verschloß ihr Zimmer von außen und nahm den Schlüssel

zu sich. Klopfenden Herzens lauschte sie, stieg Stufe um Stufe hinab, öffnete das Thor, lauschte noch einmal zurück, hörte die Mädchen und den Diener in der Küche singen und eilte hinaus.

Das Gartenthor war schon verschlossen. Zornig nagte sie an den Lippen. Erregt wie vor einer That, die ihr ganzes Leben entscheiden sollte, ging sie auf und ab. Da fiel ihr das kleine Pförtchen bei der Weinlaube ein. Oft schon hatte sie den Leichtsinn des Dieners gerügt, wenn die kleine Thüre offen geblieben war. Jetzt kam es ihr selbst zu statten: die Klinke gab dem Druck ihrer Hand nach.

Der Wind schlug ihr ins Gesicht, faltete den schwarzen Shawl auseinander und ließ ihn flattern. Es war eine verlassene Nacht. Wind und Wolken hatten ein Bündnis gegen den Mond geschlossen, trüb schimmerte der Sandweg zum Neubau des Friedensdenkmals, doch die Stadt in der Tiefe mit dem geordnet-wirren Lichter-Heer war ein guter Wegweiser. Renate ging, so schnell die Füße sie trugen, ohne klares Bewußtsein dessen, was sie wollte.

5.

Der Palast des Herzogs war ein ausgedehnter, zweiflügeliger Bau aus rotem Backstein. Es war ein weiter Weg dahin. Renate traf kaum einen Menschen, und die anerzogene Furcht vor der nächtlichen Straße verlor sich allmählich.

Alle Fenster waren erleuchtet. Vor dem Portal befanden sich zwei berittene Gendarmen, aber ihre Mienen sahen nicht wachfreudig aus. Die Pferde schnaubten und warfen die Köpfe. Der majestätische Portier stand neben dem Schilderhaus und durchmusterte verächtlich die ganze Breite der Straße. Einige Neugierige vor ihm standen in unmittelbarer Linie seiner Geringschätzung. Kaum hatte sich Renate ihm genähert, so wurde er zusehends größer, und sein Kinn näherte sich dem Dachfirst. Doch nach den ersten Worten kehrte dasselbe Kinn wieder in eine angemessene Lage zurück. Dann senkte sich nicht nur sein Kinn, sondern auch der hoheitgewohnte Nacken und mit ihm die Schultern, die das ganze Gebäude von Ernst, Anstand und Würde zu tragen bestimmt war. Erstaunen und Ratlosigkeit verursachten, daß die Beine ihre respektwidrige Querstellung behielten.

Von da an wurde alles Vision eines zerrütteten Herzens. Ein dumpfes, düsteres Eckzimmer des Mezzanins; tiefgeschraubte Gasflammen; Möbelstoffe von moderigem Grün; ein Diener, der kommt und sich entfernt; Renate selbst, die ihre Lage überdenkt, als ob sie aus einem Buche läse; ein fester, (nicht übereilter) Schritt; der Herzog, der an der Thüre stehen bleibt; die Stille des Zimmers, die nun doppelt deutlich fühlbar ist; eine unwillige und staunende Stimme wie aus großer Ferne; Worte wie: Abenteuerlichkeit, Gerüchte, die im Keim erstickt werden müssen, und dann deutlicher —'

„Warum schützest Du Krankheit vor, Renate?

Warum diese Tollheit? Nach diesem Schritt muß ich Dir vorschlagen, einige Wochen zu meiner Mutter auf Schloß Giesingen zu gehen."

Renate: „Ich weiß nicht. Ich wollte mich eine Stunde lang frei fühlen. Etwas aus mir selbst heraustun. Und sehen wollte ich, — hier wurde die Stimme kaum hörbar — ob Du das mitfühlen kannst. Aber Du kannst es nicht."

„Ja Renate, was soll man dazu sagen. Ich bin keiner von den Ceremoniösen. Gewisse Dinge sind aber nötig, damit man friedlich in der Gesellschaft leben kann. Meine Herzogschaft achte ich für wenig. Es ist mein altes Ideal, eine Bürgerliche zu heiraten, das Blut zu erneuen. In Dir wurden meine Hoffnungen übertroffen." Eine Hand, die über Renates Haar streicht. Renate ist gequält durch das Ueberflüssige, Phantastische ihrer nächtlichen Flucht. Denn es ereignet sich nichts. Es bleibt im Grunde alles wie zuvor.

Renate spricht, und es scheint, daß der Raum dunkler wird vor ihren gesenkten Lidern. „Du glaubst vielleicht, ich bin stolz, und fürchte, daß ich nur geduldet werde. Aber ich bin noch viel stolzer. Ich fürchte das gar nicht."

Der Herzog lächelt unruhig, blickt nach der Thüre, lauscht nach oben, murmelt etwas vom Portier und vom Diener, denen man Stillschweigen befehlen müsse. Er kommt sich dem jungen Mädchen gegenüber machtlos vor, das in seinen Augen wächst, weil er aufhört, es zu verstehen. Er will Renate in

die Arme schließen. Renate macht eine erschrockene Bewegung. Ihr Blick weist ihn unwiderstehlich zurück. Sie hat die bedrückende Empfindung, als ob alles, was ihre zagen Hände berühren, ekel und widerwärtig würde.

„Du bist mir teurer als alle Frauen der Welt," hört sie wie durch eine Wand. Sie ist erbittert und entgegnet, durstig nach einem lügenlosen Wort: „Ich kann nicht, ich ahne etwas, wovor mir graust." Sie legt das Gesicht in das Polster und bleibt unbeweglich. Der Herzog, kreidebleich, fragt nicht weiter. Er mißversteht sie. Frage und Antwort scheinen ihm gefährlich, denn er blickt in die Wirrnis der Vergangenheit. Das Unausgesprochene läßt Renate begehrlicher erscheinen. Es ist, als sei sie die Herzogin, und er der erhobene Verlobte.

Der Herzog verhüllt sie dicht, bestellt den Wagen an ein Nebenthor und führt sie hin. Er verspricht sich Klärungen von morgen, er küßt ihre Hand, gibt dem Kutscher Befehle, die Pferde stürmen fort. Die Nacht ist doppelt dunkel, die entblätterten Sträucher sind doppelt nah. Zwanzig Schritte vor dem Haus hält der Wagen.

Sie gelangt unbemerkt in ihr Zimmer. Sie wirft sich angekleidet, bei brennender Lampe, aufs Bett und wundert sich, daß niemand im Hause sie gehört hat. Das Erlebte kommt ihr unwahrscheinlich vor. Jetzt erst hört sie die Dienstmädchen kichernd und schäkernd in die Mansarden hinaufschlürfen.

6.

Verehrtes Fräulein Renate, obwohl ich weiß, was ich mit diesem Brief begehe, muß ich ihn doch schreiben. Es gibt Dinge, die man thut, ohne daß der Wille in Frage kommt. Ich will Sie nicht verletzen mit dem, was ich jetzt schreibe. Nichts wäre mir schrecklicher, als zu wissen, ich hätte Sie verletzt. Sie dürfen mir auch nicht böse sein, daß ich schreibe. Der Inhalt wird Sie überzeugen, daß es nicht noch einmal geschehen wird. Gestern sagten Sie, Sie kämen vielleicht noch einmal zur Saskia, wollten auch andere Bilder mit mir ansehen, und wir wollten darüber sprechen. Aber es ist nicht möglich. So gern ich es wünschte, ich kann nicht mehr kommen. Was in diesem Satz enthalten ist, Kämpfe für mich, das Beleidigende für Sie, — ich darf es nicht näher erklären. Ich will bald abreisen, verehrtes Fräulein, denn ich habe mir die Sache so überlegt oder ausgedeutet, daß es unheilvoll für mich sein könnte, zu bleiben. Doch warum soll ich Sie mit Rätseln belästigen. Es könnte anmaßend erscheinen, und andererseits habe ich nicht in meiner Macht, das, was so plötzlich über mich gekommen ist, plötzlich zu verbergen. Vielleicht stimmt Sie diese Andeutung versöhnlich. Erlauben Sie mir, Sie zu grüßen und Ihr künftiges Leben mit meinen Wünschen zu begleiten. Anselm Wanderer.

Loni kam ins Zimmer gehüpft. „Es ist so schön, wir wollen ausreiten, gegen Thalkirchen hinunter. Thust Du mit, Renate? Du darfst Dich heute nicht ausschließen wie sonst."

„Natürlich thu ich mit," entgegnete Renate mit einem so glücklichen Leuchten im Gesicht, daß die Schwester stutzte.

„Was hast Du denn für einen Brief bekommen, Renate? Mama sagt, es schickt sich nicht, daß Du für Dich Briefe erhältst. Also schnell, kleide Dich um, es ist wunderschön."

Eine halbe Stunde später saß Renate auf ihrem Rappen, die Schwestern auf Grauschimmeln hinterdrein, zuletzt der Lakai.

Wie ein Kind im ersten Schlaf lag die Landschaft: duftig und frisch. Renates Augen glänzten, sie spornte ungeduldig das Roß, das seine leichte Last windschnell davontrug. Die Schwestern waren in heller Angst. Aber sie konnten kaum reden und sehen. Die Augen brannten vom Sonnenlicht, das blendend auf dem grünen Strom lag.

Sechstes Kapitel

I.

Da Anselm Wanderer gelogen hatte, indem er Renate an jenem Gesellschafts-Abend erzählt, er habe für Elwine Simon eine Stelle gefunden, trachtete er danach, diese Lüge wenigstens später zur Wahrheit werden zu lassen. Nichts konnte charakteristischer für ihn sein, als daß er in diesem Fall eine so unnötige Lüge ersonnen. Aus purem Mitleid konnte er zum Lügner werden, oder um grundlose Intriguen zu spinnen. Um zu gefallen, konnte er sich selbst verhöhnen und konnte mit Erlebnissen prahlen, vor denen ihm innerlich graute. Nicht anzustoßen, um nicht gestoßen zu werden, lieber zu renommieren als zu langweilen und alle Ungeradheiten einem scharfblickenden Beobachter noch erkenntlich zu machen, — das war Wanderer im Verkehr mit Andern. Allein dagegen: — ein galliger Grübler, tändelnd mit spitzen Wahrnehmungen oder ein langsamer Träumer mit einer Neigung, auch die Träume gleich seiner Kleidung mit einem Zug ins Elegante auszustatten.

Es verursachte wenig Mühe, Elwine Simons Wohnung zu finden. An der Schwelle empfing ihn ein altes Weib mit kupplerischem Grinsen, und er wurde in eine Stube geführt, in der ein eigentümlich morscher Wäschegeruch herrschte. Das Mädchen kam herein wie geschoben, blickte kaum vom Boden auf und begann mechanisch, die Bänder ihres Rocks aufzuschnüren. „Nicht, nicht," wehrte Wanderer ab und berührte sacht ihre Hand. Sie blickte ihn fragend an, kalt und gehässig. Etwas Verstoßeneres als ihr hülfloses und ergebenes Gesicht konnte sich Wanderer kaum vorstellen. Er begann nun zu reden und das, was er wollte, in ein paar matte Worte einzukleiden. Elwine stieß ein bleiernes Lachen aus, wie wenn man ihr gesagt hätte, daß sie die Tochter eines Königs sei. Doch als der junge Mann Renates Namen nannte, fing sie an zu zittern, und ihre Augäpfel irrten hin und her. Er sagte Fräulein zu ihr, und sie trat von ihm zurück, als ob sie den Titel durch die größere Entfernung rechtfertigen wolle. Mit ihrer klagenden und ermüdeten Stimme berichtete sie, wie viel sie der Inhaberin schulde und fügte zum Schluß hinzu: „Ich kann es gar nicht fassen." — „Was können Sie nicht fassen?" — „Daß es anders werden soll." In ihrem Gesicht wurde es wieder lebendig vom Anteil am Leben.

Wanderer hatte vorher ein billiges Zimmerchen in der Nymphenburgerstraße gemietet; drunten stand schon der Dienstmann, um Elwines Habseligkeiten dorthin zu tragen. Wanderer rief die Vermieterin

und legte das schuldige Geld auf den Tisch. Das alte Weib wischte die Hände ab und gluckste vergnügt. Doch ein gewisser Ingrimm verschwand nicht aus ihren zerhackten Zügen. Sie fletschte nachdenklich die dicken polsterähnlichen Lippen, und als wollte sie gutmütig sein, krächzte sie eine freche Anspielung auf Elwines Zukunft. Schnellatmend stand das junge Ding dabei, wollte glauben und konnte nicht; Erinnerungen schienen sie festzuketten, und sie begriff das Neue so wenig wie ein jäh erwachter Schläfer den Tag.

Wanderer nahm sie bei der Hand, und sie riß sich los. Auf der Straße sagte er ihr, daß er ein Inserat in die Zeitung gegeben habe, um eine Stelle für sie zu finden. Er behandelte sie liebreich, fand es rührend, wie sie neben ihm trippelte, sorgsam auf seine Schritte achtend. In dem neuen Heim wartete eine Ueberraschung auf sie. Ein dunkelbraunes Kleid mit großen, weißen Streifen lag über das Bett gebreitet. Es war durchaus nicht einwandfrei im Geschmack, doch Elwines Hand strich zärtlich darüber hin. Wanderer wartete unten, hatte sie gebeten, das neue Gewand gleich anzulegen, und sie wollten dann noch einige Besorgungen machen. Alles geschah angeblich in Renates Auftrag.

„Ich weiß gar nicht, wie ich das verdiene,“ sagte Elwine ängstlich. Doch wurde ihr warm im Bewußtsein der Geborgenheit, und sie ward zutraulich.

Sie liefen den ganzen Nachmittag herum, mit

vielen Kleinigkeiten beschäftigt und Wichtigeres wieder aufschiebend. Elwine wurde müde, was sich bei ihr dadurch äußerte, daß sie mehr sprach als sonst. Ihr mageres Gesichtchen war gerötet, und als die Sonne unterging, stand sie auf der Brücke und staunte, als ob sie nie im Leben die Sonne gesehen hätte. „O das grüne Wasser!" sagte sie, oder „O der wunderbare Himmel!" Wenn Wanderer lachte, schwieg sie sogleich. Er gefiel ihr, bis auf die Augen. Er seinerseits fand, daß sie wie durch Zauberei unverdorben und naiv geblieben war, als ob ihre Seele bis heute in einem feuersicheren Schrank aufgehoben worden wäre.

Die gekauften Gegenstände wurden in Elwines Wohnung geschickt. Der Zufall fügte es, daß Wanderer einem Kaufmann begegnete, der ihm und seinem Bruder befreundet war. Er hieß Dawill und war der Vater des bleichen Studenten. Es ergab sich in einem kurzen Gespräch und auf Wanderers Befragen, daß der Fabrikant ein ehrliches Mädchen für eine Art Spezialcassa brauchte. Sie sollte zugleich so gescheit sein, um eine Schreibmaschine neuen Systems handhaben zu lernen, an deren Erfindung er selbst beteiligt war. Anselm brauchte nur wenig Worte, um Dawill für Elwine einzunehmen. Die nahe Vergangenheit blieb Geheimnis, und Elwine sah nicht so aus, als könne sie die Gegenwart Lügen strafen. Das betäubend Neue raubte ihr die Sprache. Auf Dawill übte ihr Wesen einen gewissen Eindruck, den er zwar nicht deuten konnte, der ihn

aber veranlaßte, das Mädchen komisch wohlwollend anzuschielen. Im Uebrigen benahm er sich famos.

Es war sechs Uhr geworden, — Nacht. Wanderer ging mit Elwine zum Hoftheater und kaufte zwei Logensitze für Fidelio. Elwine gestand, daß sie noch nie in einem Theater gewesen sei und beichtete das wie ein Verbrechen.

Während der Vorstellung achtete er weniger auf Spiel und Musik, als auf seine Begleiterin. Bisweilen spiegelte er sich vor, ein Menschenkenner zu sein, ein Beobachter. Zeitvertreib. Bei der Ouverture wurde Elwine blaß, und ihr Interesse für den Raum und die Menschen war verflogen. Lange, unbewegliche Blicke richtete sie in die Tiefe, wo das Orchester brodelte, und bei dem feierlichen Mittelsatz, der durch das Trompetensignal eingeleitet wird, hob ein einziger, schwerer Seufzer ihre Brust, und zitternd beugte sie sich vor. Wanderer hatte ihr vorher die Züge der Handlung erklärt, und ihre stürmische Anteilnahme ergriff ihn jetzt. Er glaubte die Schauer zu spüren, die über ihren Rücken huschten, und sinnliche Bilder verknüpften sich damit. Als in der Gefängnis-Szene die Trompete wieder in das totenstille Haus schmetterte, lehnte sie sich abgehärmt in ihren Sitz zurück und hielt beide Hände vor die Brust, als fürchte sie, zu vergehen.

„Wir wollen bei mir zu Hause essen," erklärte Wanderer nach dem Theater. Elwine blickte ihn ergeben an. Müde nahm sie im Wagen Platz, und Wanderer schaute gespannt in ihre erschöpften

Züge. Ihre Blicke waren ziellos und wartend; was an ihr selbst geschah, blieb ihr fremd.

2.

Zwei Tage später war das Zusammentreffen mit Renate in der Gallerie. Eine kurze Stunde, die es verursachte, daß Wanderer vor seinem eigenen Leben und Denken Halt machte. Als ihn Renate verlassen, erschien ihm die Dämmerung farbiger, das Rund des Himmels weiter und freier. Drei Mal stieß er an Leute, ohne von seiner Versonnenheit abgelenkt zu werden. Schließlich landete er vor dem Kaffeehaus, in welchem Süssenguth verkehrte. Der saß dort bis in die Morgenfrühen, „gerecht nur sich und stumm den lauten Jüngern", wie der Litterat Herz von ihm sagte. Auch Stieve verkehrte da, Salatsch, ein abgeschaffter Privatdozent von äußerst verkümmertem Aussehen, ein schwarzbärtiger Componist namens Uibeleisen, und der Schauspieler Xylander, der Bruder von Anna Xylander. Bisweilen kam auch Gudstikker, der sonst einen vornehmeren Stammtisch im Luitpold hatte.

Wanderer setzte sich an den Tisch zu Herz und bewaffnete sich mit seiner Beobachtermiene, etwa wie man eine Brille aufsetzt. Herz, ein Mann voll Anmut und Würde, beugte sich so weit herüber, daß sein Bauch auf dem Tisch lag, und fragte: „Pardon Herr von Wanderer, kennen Sie Gisa Schumann?"

Es schien, daß Gisa die Geliebte Süssenguths geworden war. Jedermann wollte etwas über die Fabelhafte wissen, obwohl das Verhältnis von Süssenguth selbst wie eine allgemeine Angelegenheit behandelt wurde. Er sprach darüber wie ein betrunkener Professor der Psychologie. Wanderer lauschte seiner hysterischen Begeisterung mit stiller Scham. Der Außenraum war schon leer; in der seitlichen Nische hier hallte jedes Wort.

„Sie, — diese Unbefangenheit! Wer das nicht empfunden hat, der hat nie gelebt. Ist denn das nicht viel schöner als eine Naturerscheinung? Als so ein Krater oder feuerspeiender Berg oder das Meer? Was kümmern mich eure Sonnenaufgänge, euer Meer, eure Gletscher! Ich habe Wald und See und Sonne und Mond in einem einzigen Wesen auf sechs Quadratmeter Raum."

Seine Hände griffen ins Leere, als tasteten sie einem entfliehenden Gegenstand nach, dann erstarrten sie in der Geste und sanken herab. Sein Gesicht war verzerrt, jeder Muskel war angespannt, als er fortfuhr: „Diese Mysterien der Mädchenseele! Das tiefe Sich-selbst-Treusein! Das Niemals- aus der Rolle-Fallen! Jede ist eine Duse ihrer Mission, die höchste Competenz der Natur. Entdeckt das Weib in seinen tiefsten körperlichen Verrichtungen, und ihr findet es wieder in den geheimnisvollsten Regungen seiner Psyche. Bewahrt sie vor einer Indigestion, und ihr schützt sie vor einem moralischen Fehltritt. Denn nur im Dank gehört sie euch ganz. Lebe ich jetzt

nicht das vollkommenste Glück? Wenn sie früh aufwacht und mich anlacht, — das ist mein Morgengebet. Sie, das ist mein Spaziergang, mein Studieren, mein Fortkommen, mein Carrieremachen! Freilich nichts für die Gudstikkers und Marlitts, für Sozialästheten und Sammlergehirne. Das ist für mich und für Sie und für Sie und für Sie!" Er deutete erregt auf die bei ihm Sitzenden, denn wer in seiner Gesellschaft war, gehörte stets zu den großen Ausnahmen, — so lange er anwesend blieb. Sein Gesicht war bleich geworden, fast grau, der Hals war intensiv gerötet.

„Großartig," sagte der Litterat Herz, und nahm seine Zeitung wieder, die fast ebenso groß war wie er selbst. Stieve nickte anerkennend und hustete dann. Er ersparte sich dadurch oft die Unbequemlichkeit einer Replik. Uibeleisen und Xylander saßen mit offenem Mund. Uibeleisen, ein wenig Naturbursche, ein Temperament und Weiberheld, hatte wenig Verständnis für solche Dinge.

„Ich bitt Sie, was sind denn das für Männer, die selbst von den besten Frauen gewählt werden? Ausbeuter, Piraten, Börseaner des Lebens, Geschäftchenmacher. So viel Liebe geb ich dir, soviel bist du mir schuldig. Ich verlang mir nicht mehr vom Leben, als ein einziges Wesen so mit Treue zu überschütten, daß sie nicht mehr ein noch aus weiß. Jedes wirkliche Glück ist Sklaverei."

„Das ist wahr, das hab ich mir oft gedacht," bemerkte Xylander mit ergebenem Grinsen. Er wollte

eine Geschichte erzählen, fand aber nicht den Knoten der Handlung. Stieve musterte sorgsam die Sprünge im Plafond.

Wanderer fror, indem er Süssenguth ansah. Sinnverdreher, dachte er mit raschem Unwillen. Er stand auf, ging unruhig von Tisch zu Tisch. Die Fensterscheiben waren noch nicht verhängt, und er sah hinaus in die vorbeiströmende dunkle Menge. Jede Frauengestalt, die vorüberging, erschreckte ihn. Je mehr er seine Gedanken abzuwenden suchte, je mehr kehrten sie zu einem Bild zurück, zu demselben Bild. Er verlor alle Macht und Vernunft, wollte die Stadt verlassen, wollte schreiben, um sich mitzuteilen, aber wem sollte er Geständnisse ablegen, und welche Geständnisse? Verwegene Gedanken bestürmten ihn, sammelten sich zu einem verwegenen Entschluß. Mit rauher Stimme bestellte er Tinte und Papier. Was er an Renate schrieb, war von einer trüben Stunde eingegeben, bestand in halben Täuschungen, halbem Trotz. Aus der Nische drang wieder Süssenguths keuchende Stimme. Seine Worte erhielten immer mehr einen prophetischen Charakter. Messias der Frauen hörte er sich gerne nennen.

3.

Mühsam schlich die Nacht vorbei, langsam der nächste Vormittag, dann Stunde für Stunde doppelt langsam. Um drei Uhr war Wanderer schon in der

leeren Sälesflucht der Pinakothek. Er wünschte, nicht geschrieben zu haben; es schien ihm, daß dabei nur ein Versteckenspiel mit ehrlicher Miene geglückt war. Er wußte, daß er nicht die Stadt verlassen würde, aber die edle Entsagung seines Schriftstückes schützte seine Selbstachtung. Er war viel allein gewesen, daher blieb er seinen Handlungen gegenüber empfindlich. Gesellschaft von Männern verdarb ihn sofort; jeder fremde Ton wurde der seine, und er heuchelte sich in eine fette Behaglichkeit hinein. Aehnlich war es mit den Bildern. Ihm gefiel nur die Vorstellung, daß er seine Zeit einsam bei Kunstwerken verbrachte.

Gegen vier Uhr kamen Besucher, aber um halb fünf war es schon wieder leer. Das Licht war heute schlecht. Ein Landregen war gekommen. Aus dem hallenden Treppenhaus hörte Wanderer leichte Schritte über die Steinfließen. Erbleichend wandte er sich zu einem Gemälde an der Rückwand und blieb in kindischer Befangenheit unbeweglich stehen. Ein Gruß, mit halber Stimme gesprochen, ließ ihn zusammenfahren. Renate tippte ihn leicht am Aermel und sagte: „Ich wußte ja doch, daß Sie da sind.“

Hilflos sah er sie an, und mit leisem Schauer fühlte er, daß sie heftiger atme. „Setzen wir uns ein wenig nieder“, schlug Renate vor, „ich bin müde vom Gehen.“ Der Ton, die Stimme, dies: ich bin müde vom Gehen, — Wanderer wußte nicht zu antworten. Gleich feierlichen Schatten floß die werdende Dämmerung durch die Gallerie. Die tiefroten Wände, der rote Stoff der Sessel, die goldnen Rahmen,

die Gesichter aus den Bildern, alles eine Welt für sich, schweigend und unberührt.

„Ich wollte nur noch Ein Mal hierher kommen," sagte Renate weich, als bäte sie um Verzeihung. „Ihr Brief hat mich erschreckt. Freilich, ich dachte mir, so ein Brief müßte einmal kommen. Damit ich mich erinnere, was ich mir wert bin, — und Andern. Aber es wäre besser gewesen, jemand hätte es mir gesagt, Sie hätten es mir gesagt. Geschrieben macht es einen unsicher."

„Fräulein Renate, ich bin jetzt vor Ihnen schuldig. Sie können Rechenschaft von mir fordern. Aber es war kein Vorsatz, nicht einmal ein Wunsch. Eine blinde Gewalt. Sie selbst vielleicht. Ja, Sie selbst, ohne daß Sie es wußten."

„Das kann ich mir denken. Da brauchen Sie sich nicht zu verteidigen," sagte Renate, beständig an ihrer Unterlippe nagend und den Schleier bis zur Stirn emporhebend. Plötzlich stand sie auf. „Und wenn ich Ihnen nun folgen würde, wohin Sie wollen, zu allem bereit, was sie wollen?"

Es war Wanderer, als befinde er sich plötzlich in einem versengend heißen Raum. Er sah nicht mehr die eigenen Hände, die er unwillkürlich ineinander verkrampfte. Renate stand regungslos vor ihm. Bisweilen lief ein Zittern durch ihre Arme; ihr Gesicht war bleich von Scham, Furcht und Erwartung. „Mir ist nicht ein Mann wie der andere," fügte sie mechanisch und voll mädchenhafter Trauer hinzu. „Ich werde nie den Herzog heiraten. Um zu ver-

kümmern, dazu brache ich keinen Palast, keine Krone." Was trieb sie eigentlich zu alldem? Wahllos griff sie ins Rad der Loose wie ein Kind mit verbundenen Augen.

„Wenn Sie das wollen," sagte Wanderer in einer Erregung, die dem Wahnsinn nahe war, „dann würde ich wissen, was Glück ist."

„Ach Glück," erwiderte Renate betrübt und unsicher, „damit ist es nicht gethan."

„Es ist zu viel auf einmal," murmelte Wanderer, den es wie im Fieber fröstelte. Zugleich empfand er einen Schrecken, dessen er nicht Herr wurde. Das fremde Schicksal, das von seinem eigenen Besitz ergriff, lähmte Gedanken und Entschlüsse. Die Zukunft, die er ahnungsvoll voraus zu sehen glaubte, erschien ihm wild und ungangbar.

„Ja, ich will fliehen," wiederholte Renate in der leidenschaftlichen Begierde nach einer Entscheidung. „Mein ganzes Leben hier ist mir verhaßt."

„Die Zukunft, die ich Ihnen bieten kann, ist sorgenlos," sagte Wanderer hastig. Es war ihm durchaus unklar, wie das werden solle und wie sie sich das vorstellte.

„Zukunft," entgegnete Renate zornig. „Ich denke nicht daran. Ich will nicht jedes Zimmer wissen, wo ich für alle Zeiten wohnen soll. Sie sollen mich auch gar nicht heiraten. Sie sollen nur wissen, was ich will und was ich bin. Denn ich selbst, ich weiß es ja kaum."

„Und vor den Folgen ist Ihnen nicht bange?“ fragte Wanderer besorgt und furchtsam.

„Haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie mich lieben?“ flüsterte Renate mit einem verzweifelten Klang der Stimme. „Oder war der Brief nur etwas zum Zeitvertreib? Und ich, ja, ich habe mich geprüft, ich habe mich geprüft. Das ist alles. Wie kann es anders sein. Ich habe gewußt, daß Sie die Leute verachten, die um mich sind, und wenn ich mich beleidigt gefühlt habe, dachte ich an Sie. Das ist kein Leben. Nirgends sich wärmen können und mit schönen Betten die furchtbarsten Träume zudecken. Ich will mich nicht für einen Titel verkaufen, nein, da will ich mich lieber verschenken. Ich stehe da, mit nichts bin ich gekommen, und wenn Sie wollen, will ich arbeiten wie niedere Frauen. Das quält mich auch, ich möchte wissen, wie es da drunten ist, was sie treiben die hunderttausend Weiber, die uns verfluchen. Da soll ich in einem Schloß wohnen? Immer die fernen Stimmen hören? Nein, nein!“ Mit aufgerissenen Augen wartete sie auf seine Antwort. Er nannte ihren Namen und beugte sich auf ihre Hand nieder, die er küßte. „Und soll ich nicht zu Ihrer Mutter gehen —?“ fragte er.

Renate fuhr zusammen und lachte bitter. „Sie denken, ich will Abenteuer, ich will romantische Abenteuer.“

„Nur unnütze Gefahren will ich vermeiden.“

„Gefahren? Wenn Sie das thun, könnte ich Sie nicht mehr mögen. Schon deshalb nicht, weil

Alle Sie beschimpfen würden. Ich will vergessen, was zurückliegt. Kleinliche Händel kann ich nicht ertragen. Meine Mutter denkt nur noch an diese Herzogs-Heirat."

Ihr Wesen wurde zusehends bedrückter. Es war zu viel, was sie sagen wollte und zu wenig, was sich ihr in Worte fügte.

„Ich verstehe Sie," sagte Wanderer, in seiner schwerfälligen Art zu sprechen. „Für Sie ist das keine Flucht, sondern eine Empörung. Flucht ist mutiger für Sie als Kampf."

„Ja, das ist wahr, das ist riesig wahr," rief Renate plötzlich freudig lächelnd. Sie sagte ‚riesik' mit einer kindlich-wichtigen Betonung.

„Sie wollen nicht beschmutzt werden durch Vorwürfe und Kränkungen. Empörung ist Ihnen das edelste Gefühl. Sie wollen dem Mann, dem Sie sich anvertrauen, keine Verpflichtungen auferlegen dadurch, daß er an Sie geschmiedet ist. Ich verstehe das alles sehr gut, Renate."

„Anselm!" stammelte das junge Mädchen beglückt.

„Aber ob Sie nicht bereuen werden, das ist die beständige Furcht. Den Leuten braucht man es ja nicht ins Gesicht zu rufen, doch müssen Sie nicht fürchten, daß Sie geirrt haben? Fällt nicht jeder falsche Ton zehnfach ins Gewicht? Kann nicht jedes Wort zum Feind werden? Man muß genau mit sich rechten. Keine Lüge darf geheim bleiben."

„Ich werde es nicht bereuen," erwiderte Renate.

„Was daraus folgt, kommt auf mich selbst. Nur für mich selbst kann Schuld daraus kommen. Und Lügen? ich lüge nie. Ich wollte nur wählen für mich allein. Ich bin stolz, das glauben Sie gar nicht. Und nicht nur für mich, sondern für alle Frauen bin ich stolz, von meiner Mutter und meinen Schwestern angefangen." Sie sagte das so herzlich einfach und bescheiden, daß der Grund von Kummer deutlich aus den Worten schimmerte wie Wasser aus einem Schacht.

Ein wie seltsames Wesen, dachte Wanderer, der innerlich ratlos war. Alles war jetzt Beschluß geworden, was vorher unerreichbar geschienen hatte. Ueber Abgründe hatte ein handfertiges Geschick schnell Brücken gebaut.

Es schlug fünf Uhr: eine halbe Stunde war vorbei, die im Raum der Erlebnisse die Verantwortung wie Jahre trug. Der Landregenhimmel rötete sich, plötzlich wurde er gelb, eine Färbung von gespenstischer Grellheit. Der alte Diener kam, um durch sein Erscheinen anzudeuten, daß man die Gallerie schließe. Renate sah mit strahlendem Gesicht zu Wanderer empor, — er war nur wenig größer als sie, — dann gingen sie im stummen Einvernehmen zum Bild der Saskia. Nur ein Blick im Vorübergehen; ein paar helle Augen blickten aus dem Schatten, der die Leinwand schon verhüllte. Schwärmerische und getäuschte Augen. Galeotto war das Bild . . .

4.

Mit ihrer sanften Stimme und in der ruhigen Weise, bei der sie nicht die Arme bewegte, erzählte Renate auf dem Weg durch den englischen Garten, daß die Mutter und die Schwestern morgen dem Vater bis Innsbruck entgegenreisen wollten. An diesem Tage war Renate allein. Eines der Dienstmädchen besaß ihr Vertrauen und sollte packen helfen, die andern und den Diener wollte sie auf die Auer-Dult schicken. Wanderer redete nicht sehr viel. Aus Furcht, falsche Gefühlstöne anzuschlagen, fand er oft nicht die wahrhaften. In der Angst allzu aufrichtig zu sein, wurde er grundlos ironisch. Doch fremde Ironie erschreckte ihn und machte ihn empfindlich. Von einer Leidenschaft überrumpelt, wußte er nicht aus noch ein, lebte er nur noch in der Furcht, sich nicht zu blamieren. Renates Entschlossenheit, die etwas Heldenmütiges hatte, erweckte seine Bewunderung; aber in der Tiefe seiner Grübeleien fanden sich Erinnerungen an gewisse Romane, und er suchte sich zu waffnen gegen einen unbestimmten Jemand, der das Alles vielleicht verspotten könnte. So verzwickt war, was er that und dachte.

Renate, bei der jeder Vorsatz etwas Unabänderliches hatte, gleich den Absichten der Natur selbst, war heiter und frei. Es war auf einmal ein schöner Abend geworden. Dumpf leuchtete das Grün durch die Halbdunkelheit, und Regentropfen fielen auf die

dürren Blätter nieder. Renate hatte bald alles gesagt, was zu sagen war, sachlich und ohne Abschweifung. Jetzt schwieg sie, scheinbar dem Abendläuten zulauschend, das von der nahen Ludwigskirche herüberdröhnte. Die lallenden Klänge hatten etwas Verschlingendes. Die Landschaft schien zu beben. Wanderer hatte als Reiseziel ein kleines Grundstück am Bodensee vorgeschlagen, das seit langem seiner Familie gehörte. Ein alter Soldat, der bei Königgrätz ein Bein verloren, hatte die Wirtschaft inne. Wanderer wollte ihm noch in der Nacht telegraphieren. Renate stimmte bei, und das Zubereitete, Vorsichtige in Wanderers Erklärungen verdroß sie nicht. Ich gehe mit ihm, frei und allein. Ich habe gewählt und bin doch gewählt worden. Das Leben öffnet mir alle seine Thore, — von solchen Gedanken war sie erfüllt. Erst hatte sie Briefe schreiben wollen, an die Mutter, an den Herzog, aber sie scheute die Nüchternheit und das Entweihende, das für sie selbst daraus hervorgehen mußte.

Beim Abschiednehmen fragte Anselm, ob sie ihn denn liebe. Sie sah ihn fassungslos an und lächelte bestürzt. Es war eine Frage, deren Sinn sie nicht begriff; daß sie gesprochen war, machte sie bleich vor Scham. Wanderer schaute zu Boden. Ihr bestürztes Lächeln beim Schein einer dürftigen Straßenlaterne blieb ihm unvergeßlich. In diesem Augenblick verwandelte sich seine ratlose Sympathie in Leidenschaft.

Nachdenklich ging Renate noch die wenigen

Schritte zur Maria-Theresia-Straße. Morgen Nachmittag um vier Uhr wollten sie sich im Central-Bahnhofe treffen. Das war alles, was sie unter dem Wort Zukunft begriff. Grübeln war nicht ihre Sache; sie dachte nur in Bildern, entweder in dunklen oder in frohen. Dabei war das Bewußtsein von der Nähe der großen Wandlung eigentlich berauschend für sie. Jeder Stein, den ihr Fuß betrat, erschien ihr in seltsamer Uebertragung ihrer Gefühle liebenswert. Mit einem Blick nahm sie Abschied von dem sanften Abend, der das große Thor für das Morgen bildete.

„Nun Renate," sagte Frau Fuchs, die auf dem Lehnstuhl saß, ein Kohlenbecken unter den Füßen, „es ist doch gar zu merkwürdig, was Du treibst. Den ganzen Nachmittag bist Du fort, ohne Wagen, ohne Begleitung. Ich versteh das nicht. Du hast doch Pflichten. Ich an Deiner Stelle würde anders handeln, jawohl." Loni und Martha gaben durch ihr andächtiges Zuhören kund, daß sie an Renates Stelle ebenfalls anders handeln würden, jawohl.

Durch den abwesenden Ausdruck in Renates Gesicht stutzig gemacht, schüttelte Frau Fuchs den Kopf und fügte wehmütig hinzu: „Ich bin krank."

Voll Schrecken blickte Renate die Mutter an. „Du bist krank?" Und schnell beugte sie sich zu ihr nieder.

„Nun, Du brauchst Dich nicht ängstigen, Renate, ich danke Dir mein Kind. Es ist eben die alte Geschichte."

„Da wirst Du doch morgen nicht reisen, Mutter,“ sagte Renate entschieden. Dann preßte sie entsetzt die Unterlippe zwischen die Zähne. Eine Lüge! Es war wie ein Blitz in ihrem Innern.

„Nun, ich werde doch wohl reisen, Renate,“ erwiderte Frau Fuchs mit unverminderter Wehmut. „Die Kinder freuen sich so, und ich, wer weiß ob ich die Berge da drunten wiedersehen werde. Fuchs will ja bald fortziehen. Ach Gott!“

Martha wußte eine drollige Geschichte, die sie zwang, fortwährend zu lachen. In der Brienner Bäckerei war ihr „dieser“ Süssenguth vorgestellt worden. Nein, und was ihr der alles gesagt hatte! Sie hatte es ganz auswendig gelernt, hihi. „Ihre Schwester Renate, mein Fräulein, ist für mich einfach das Ideal. Mit ihrem Schicksal auf der Stirn geht sie offen durch die Straßen. In herrlicher Unbekümmertheit wandert sie ihren Weg zum Leiden. Une femme douloureuse. — Ist das nicht komisch, hihi?“

Heftiger als sonst verwies Frau Fuchs den beiden das „dumme Zeug“ da. „Nun ich muß sagen, ihr verirrt euch. Nette Bekanntschaften, das muß ich sagen. Ich will davon nichts mehr hören. Ihr werdet diesen Menschen nicht mehr kennen.“

Sie hatte offenbar keine Silbe verstanden, aber eine mütterliche Ahnung mochte einen Widerhall der Wirkung erwecken, die das Gehörte auf Renate ausgeübt, selbst durch das Geschwätz der Schwestern

hindurch. Von neuem fielen Süssenguths Worte wie wilde Schlaglichter auf ihren Pfad.

Heute muß ich noch einmal Klavier spielen, dachte sie; irgend etwas Feuriges und Leidenschaftliches muß ich spielen. Ihre Wangen röteten sich, als sie sich an den Flügel setzte und mit den wuchtigen Anfangstakten der „letzten“ Sonate begann. Aber bald ermatteten ihre Hände und sehnten sich nach weicheren Tönen. Im Zimmer war es still geworden, und vor ihren Augen erschien mit rätselhafter Deutlichkeit ein Gesicht, das sie unbesonnen küßte.

Siebentes Kapitel

1.

Ein Tag von wundervoller Klarheit hatte die Reise der drei Damen begünstigt. Loni und Martha hatten die ganze Nacht hindurch nicht geschlafen; sie fieberten vor Erwartung. Anders Renate. Je näher die erwartete Stunde rückte, je ruhiger wurde sie. Als Mutter und Schwester fort waren und sie sich allein im Hause befand, ging sie voll Besonnenheit an das Packen ihrer beiden großen Koffer. Anette, ein junges Ding, seit Mai im Haus bedienstet und Renaten herzlich ergeben, half ihr dabei. Um halb vier kam ein bestellter Mietswagen; Renate ließ eine Karte mit wenigen Worten, die deutlich und fest klangen, auf ihrem Schreibtisch liegen. Dann überzeugte sie sich durch ein kurzes Nachsinnen, daß sie nichts vergessen hatte und ging mit einem merkwürdig frauenhaften Lächeln zum Wagen.

Anselm Wanderer hatte am Bahnhof schon gewartet. Ohne andere Verständigung, als eine stumme Begrüßung, besorgte er die Aufgabe des Gepäcks und nahm dann im Schnellzug Platz, — nicht in

Renates Abteilung. Es war eine verabredete Vorsicht, denn sie wollten nicht müßigen Gehirnen frühschnell zu denken geben. Die Welt ist klein für Leute, die allein sein wollen. Jetzt erst, beim Anblick der roten Plüschstoffe, pochte Renates Herz, und weil sich kein Passagier mehr hier befand, schlug sie die Hände vors Gesicht, da der Zug die Halle verließ, als sei sie geblendet durch das plötzlich hereinströmende Licht. Gleichgiltig war ihr die Landschaft, die völlig eben hinlief bis in die Ferne, gleichgiltig auch das Kommende wie das Vergangene. Nur daß sie hier auf einmal so einsam war, machte sie bestürzt, erschien ihr wie eine üble Vorbedeutung. Eilig, mit rhytmischen Stößen rollten die Räder; Renate begleitete das Stampfen unwillkürlich mit einer Melodie und ebenso unwillkürlich paßten die Versworte auf diese Melodie: die Seele, die in dir gelebt... um dort, was du gelitten hast...

Endlich war die Station da, wo Wanderer zu ihr kommen wollte. Sie bangte nach ihm. Es war schon dunkel geworden, als er mit dem Träger kam, (den er nervös entlohnte) und sich dann mit den Koffern beschäftigte. Warum spricht er nicht? dachte Renate befangen. Als die Fahrt wieder begann, wandte er sich hastig zu ihr, nahm ihre beiden Hände und fragte sie, ob sie nicht bereue. Wieder dieser fassungslose Blick, wieder das bestürzte Lächeln. Und wieder die Scham Anselms und die Unschlüssigkeit, was er ihr sagen sollte. Er seufzte, und es kam ihm einen Augenblick lang vor, als sei er mit leise

schmerzenden Wunden wie überdeckt. Ihre Anwesenheit, ihr Anblick, ihre Ruhe, ihr feines blasses Gesicht, ihre großen Augen weckten in ihm ein Gefühl, das der Ehrfurcht glich. Sie lächelte zu ihm auf, und das Kindliche, das dadurch zum Ausdruck kam, ermutigte ihn. Sachte, mit zitternden Fingern hob er den Schleier bis an die Stirn, wo er wie ein dichter schwarzer Vorhang liegen blieb, beugte sich nieder und küßte sie. Daß er es that, erschreckte ihn noch nicht so sehr, als der kühle und feuchte Mund, den er berührte. Ein Mund, der nichts Verlangendes hatte, sich aber dem Druck seiner Lippen nicht verschloß. Staunend und flehend blickte sie ihn an. Er selbst verfiel in ein zielloses Staunen über die Stunde und die Möglichkeiten, die sie herbeigeführt.

Sie sprachen wenig: von Büchern, von Malern, vom Ziel der Reise, den Schönheiten des Bodensees. Sie waren sich ja noch so fremd, daß Keines wußte, was dem Andern gefallen mochte. Daher eine halb tändelnde, halb scheue Unsicherheit des Gesprächs und Wanderers etwas täppische Ironie, wenn er von seinem eigenen Leben sprach. Renate blickte ihn dann immer an, als wollte sie den Ernst dahinter suchen, den sie für alle Dinge nötig hatte, und einmal meinte sie naiv: „Ich kenn mich da gar nicht aus.“ Im Grund war das eine Klage, und er verstand es nicht. Sie war verwundert, daß sie sich so fest in die Gegenwart gefunden hatte, ohne den Wunsch, zurückzublicken, ohne Bedenken und Erinnerungen. Sie war dankbar gegen sich selbst gestimmt.

In Lindau lag schon das Dampfschiff keuchend im Hafen. Kalt und fern stand der Mond zwischen zwei Wolken, die wie lauernde Katzen aussahen, und weit hinaus in den See strömte das Licht wie gelbes Perlengerinsel. Gegen Süden und Osten lagerten schwarz und ungeheuer die Berge und dahinter in Weißlicht schimmernde Schneekappen wie Silberbeschläge. Die Luft roch von Seewasser und Tang, und Möven schrieen heiser. Renate konnte nicht sprechen, wenn sie so gepackt war wie jetzt, und sie stand an der Schiffsbrüstung, während Anselm die kleinen Dinge der Reise besorgte.

Während sie so in Schauen versunken war, das Gesicht verschleiert, die Hände fest am Holzgeländer des Verdecks, empfand sie ein Unbehagen, dem sie sich anfangs zu entziehen suchte, das sie aber bald gefangen nahm. Sie wandte sich zur Seite und sah die Blicke eines Mannes auf sich gerichtet, den sie im Leben sicher nie gesehen hatte, der aber in ihrer Phantasie das Bild einer bösen Erinnerung annahm. Es war eine kurze, gedrungene Gestalt von bewußter Haltung, in einem gelben Ueberrock und mit einem Calabreser auf dem Kopf. Das Gesicht war im Schatten des Dampfschlots, doch sah Renate einen schmalen Ziegenbart, der wie aufgeklebt aussah. Auch als das junge Mädchen unwillig den Kopf abwandte, ließen seine Blicke nicht ab, jede Bewegung, jede Kleiderfalte, jedes Augenzucken an Renate förmlich zu verschlingen. Erst als Wanderer kam, that er gleichgiltig und setzte eine Virginia

hinter vorgehaltenen Händen in Brand. Beim Aufflackern des Hölzchens gewahrte Renate ein Gesicht voll kalter Ruhe, scharf, entschlossen, durchwühlt vom Leben und wie versteinert, mit einem cynischen und grausamen Mund. In der ganzen Erscheinung war eine so sonderbare Mischung von Gravität und Unbekümmertheit, von Tierischem und Weltmännischem, von Teilnahmlosigkeit und Wildheit, daß selbst Wanderer dem Auf- und Abgehenden kopfschüttelnd nachschaute.

Renate konnte sich nicht mehr der Landschaft widmen. Ueberall fühlte sie den Blick jenes Menschen. Wie sie sich auch bewegte, war sie gehemmt und unfrei, als sei ihren Schritten eine Grenze gezogen.

Sie stand am Steuerbord und dachte: wohin?

2.

Um neun Uhr landete der Dampfer an einer Haltestelle vor Constanz. Der einbeinige Hausverwalter war mit seiner Tochter und einem Burschen da und begrüßte die „junge Frau" mit der formvollendetsten Verbeugung, die vielleicht jemals gemacht worden ist. Die Generalprobe dieses Bücklings lag kaum eine halbe Stunde zurück und hatte unter den untrüglichen Kenneraugen des Nachtwächters Kiesewetter stattgefunden. Kiesewetter, ein Mann von Welt! Er besaß zwei Katzen und vier Hunde,

denen er in durchdringender Weise die Formen höfischen Lebens beigebracht hatte.

Das tadellose Compliment des Herrn Winiwaak, welches Renate belustigte, verursachte bei dem Herrn mit dem Calabreser einen Heiterkeitsausbruch, der weniger wie Lachen, als wie das Schnauben eines Dampfrohrs klang. Renate zuckte zusammen.

„Ein gefährlicher Bursche," keuchte Winiwaak, und suchte seinen Zorn mit dem Respekt gegen die Herrschaft zu vereinigen. „Wohnt im weißen Hahn. Fährt wöchentlich zwei Mal an die Schweizer Grenze. Verdächtiger Bursche."

„Lassen Sie nur," beschwichtigte ihn Wanderer. Er war zerstreut und erregt. Erregt auch durch die Landschaft, die mit sammtgrauem Nebel bedeckt sich hinbreitete, durch das leise Rauschen des Sees, durch all das Plötzliche, das seine langsamen Sinne vergebens zu umfassen suchten.

Als Renate die Zimmer des einsam an einem Hang gelegenen Landhauses betrat, wurde sie von einer so großen Bewegung ergriffen, daß sie nur verschwommen die Dinge um sich her zu erkennen vermochte. „Ist etwas geschehen?" fragte Wanderer besorgt.

Renate schüttelte den Kopf und versuchte zu lächeln. Und dann, mit einer überhastigen Wendung, warf sie sich ihm an die Brust. Ihre halboffenen Lippen ließen die feuchtweißen Zähne durchschimmern, als ihr erwartungsvoller Blick ihn traf. In diesem Blick lag die äußerste, die schmerzlichste An-

strengung, seine Gedanken zu ergründen. Nun wurde vom Dorf drüben, vielleicht aus einer Schenke, eine Tanzmelodie hörbar, vom Baß komisch unterstrichen. Anselm lachte, — ein thörichtes Lachen. Renate ließ den Kopf sinken, trat zurück, ging zum Fenster, lehnte die Stirn an die Scheibe. Mitten in dem Schweigen klopfte Winiwaak ans Zimmer, steckte ehrfurchtsvoll seinen erschreckend dünnen Kopf in die Thürspalte und „vermeldete gehorsamst," das Essen sei bereit.

In einer Befangenheit, die er noch nie gefühlt, trat Wanderer zu Renate, bog ihren Kopf zurück und küßte sie mutlos auf die Augen. Seufzend ließ sie es geschehen. Ihr Gesicht war bleich geworden. In einem seltsamen und quälenden Durst betrachtete Wanderer diese Züge. Sie schienen ihm wie ein Buch, das in einer ihm fremden Sprache geschrieben war, mit deutlichen und klaren Lettern und doch unenträtselbar. „Wo weilen jetzt die Gedanken?" fragte er, schüchtern die vertrautere Anrede vermeidend.

„Ich weiß es nicht," erwiderte Renate sanft.

„Wir werden es schön haben hier," fuhr Wanderer fort und seine Worte klangen ihm hohl und ausgeblasen. „Den ganzen Tag Sonne und den See. Wälder und Berge und alte Schlösser und alte Kirchen. Und einen großen Hund will ich anschaffen; er soll uns auf unsern Spaziergängen begleiten." Er sagte das, als fürchte er, sie könne sich mit ihm allein langweilen.

„Einen Hund? Das wird herrlich. Einen russischen Steppenhund vielleicht?"

„Ja, oder einen englischen Hühnerhund. Renate darf nie traurig sein. Darf nie vergeblich wünschen. Darf keine Gedanken haben, als —“

„Als —?“

„Das will ich nicht sagen.“

„Doch, bitte!“

„Es ist gefährlich. Worte sind so gefährlich.“

„Oft auch, wenn sie nicht gesprochen werden.“

„Aber muß ich denn reden, Renate?“

Erschreckt sah sie ihn an. Er selbst begann zu zittern. „Es ist hier wie in einem Waldhaus,“ sagte Renate etwas bedrückt. Wanderer erwiderte nichts. Er fühlte, daß sie ihm entglitten war und fand sich wunderlich erleichtert dadurch. Sinnend nahm er ihre Hand, die kühl und trocken war und etwas berückend Ruhiges in ihren Formen hatte. Er war ihr dankbar, daß sie so fein war, jede Spannung und Schärfe des Gesprächs unmerklich zu umgehen. Darin bestand sein Sinnen. Und nun sagte er banal, daß ihr das schwarze Kleid gut stehe, überhaupt schwarz.

Das gemeinsame Nachtmahl bestärkte in beiden die Empfindung von außerordentlicher Abgeschiedenheit. Aber beide dachten mit verstärkter Kraft ein und denselben Gedanken und suchten sich durch weit abliegende Gespräche zu täuschen. Es schlug zehn Uhr, und Anselm war aufs Höchste erstaunt, daß es noch so frühe war. Alle Stunden, die folgen sollten, lagen nun wie in einem Hinterhalt, aus dem sie sich, höhnisch und forschend, langsam er-

hoben. Renate war müde geworden und ruhig sagte sie, sie möchte schlafen. Doch als sie aus dem Weinglas getrunken hatte und es auf den Tisch stellte, bebte ihre Hand, das Glas fiel um und der Wein rann wie dickes Blut über das weiße Linnen. Beide lachten, doch wagten sie sich nicht anzuschauen, und Renate zürnte Anselm, daß er kein befreiendes Wort fand. Sie begriff das alles kaum. Sie fühlte sich ihm überlegen und begann etwas Dunkles, Fernes zu fürchten. „Anselm," sagte sie schmeichelnd, „weshalb so schweigsam?"

„Ich kann es ja gar nicht fassen, Renate," erwiderte Anselm. „So still bist Du eingekehrt in meinem Leben, und jetzt liegt das Unterste zu oberst. Wenn ich Dich ansehe, fürchte ich wahnsinnig zu werden. Ist es möglich, daß man so schnell sich verliert? Oft bin ich Dir so nahe, innerlich, daß ich glaube, Deine Gedanken zu hören. Und wenn eine Zeit kommt, wo Du nicht mehr lächelst, wenn ich etwas Dummes sage, bin ich sicher der unglücklichste Mensch."

Renate sah ihn mit klaren und lachenden Augen an, doch jene Furcht nahm zu. Sie glaubte Schritte in der Allee draußen zu hören, die langsam sich entfernten, wieder näher kamen, aussetzten, wieder fern wurden. Am Fenster stehend sah sie den Calabreser lustwandeln, in seiner ganzen Quartierlatin-Eleganz. Sie zuckte zusammen, trat zu Wanderer, der etwas künstlich bekümmert am Tisch saß, lehnte sich an seine Schulter und strich mit der Hand viele Male

über sein dunkles, welliges Haar. Wie in einer Wolke von Glück verharrte Anselm und wagte nicht zu atmen.

3.

Es kamen nun Tage für Renate, in denen eine so beglückende Lebensfülle auf sie einströmte, daß sie sich in der beständigen Illusion befand, als müßten alle Dinge um sie her, die stummen wie die tönenden, an ihr und ihrem Schicksal teilnehmen. In elementarer Kraft trat das Bewußtsein davon aus ihrem Wesen, verschönte ihren Gang, adelte jede einzelne ihrer Thätigkeiten, durchdrang das Gleichgiltige und Triviale ebenso wie das Hohe und Feierliche. Was an ihr selbst geschah, bedachte sie kaum, nicht aber, was unter dem Eindruck davon an friedlichen und hoffnungsvollen Vorstellungen in ihrem Innern zurückblieb. Bisweilen deutete Anselm an, ihren Bund „gesellschaftlich zu sanktionieren," wie er sich auszudrücken pflegte. Aber er beobachtete, wie dergleichen Worte in ihr einen mistrauischen Schrecken hervorriefen, den sie zwar nicht äußerte, der aber noch lange in nachdenklich gezogenen Worten unterirdisch nachhallte. Nichts fürchtete sie so sehr, als daß er einer falschen oder nur herkömmlichen Auffassung des Schrittes zuneigen könne, der sie zueinander geführt. In der That war es die seltene Innigkeit einer edlen Ueberzeugung, die das Freieste, Reinste in ihrem gegenwärtigen Glück ausmachte.

Jedoch seinem offenen und beharrlichen Willen hätte sie kaum widerstanden, wenn sie auch wußte, daß ein solcher Wille unterblieb, weil er Zartheit genug besaß, diese feinen Instinkte Renates zu würdigen. Ein solches Verhältnis, frei in der Luft schwebend, jedem leisesten Zittern eines Windes ausgesetzt, unberührt von widrigen Umständen, erhielt ja seine tiefste Weihe erst durch den Reiz der Ungewöhnlichkeit. Das Neue, festlich Heitere und Planvolle an diesem Glück machte Beide in einem unerhörten Maß empfindlich für jeden auch nur hingeträumten oder halbgedachten Mißton und gab andererseits jeder Zärtlichkeit einen Wert und eine Bedeutung, die weit hinaus reichte über den Augenblick, in welchem sie gewährt worden war. Renate konnte stundenlang nachdenken über den Ton einer Anrede, den Sinn einer Gebärde; denn bei ihr selbst hatte jede Liebkosung eine so scheue Zurückhaltung, daß schon als leidenschaftlicher Ausbruch wirkte, wozu andere sorglos am hellen Tag vor fremden Augen bereit sind. Alles war lautlos an ihr, vom zagen Kuß bis zur beschwörenden Abwehr; keine Erfüllung konnte das Schwebende, Sehnsüchtige ihres Wesens mildern, kein geräuschvoller Liebesbeweis ihr immerwaches Mißtrauen verringern.

Die Leute in dem kleinen Ort waren stolz auf die schlanke, vornehme Dame, als hätte durch sie das Dorf an Schönheit gewonnen. Die jungen Dirnen und Burschen standen regungslos, wenn sie vorbeiging. Renate war dann verlegen und wagte nicht

aufzublicken. Der Calabreser hatte sich nicht mehr sehen lassen. Anselm konnte nichts Bestimmtes über die bizarre Erscheinung erfahren. Er hieß Graumann, Peter Graumann. Weiter wußte man nichts.

Schöne Tage brachte die Jahreszeit. Morgens war es immer kalt; See und Hügelhänge vergingen unter bleiernen Nebelmassen. Aber an den Mittagen wurde es warm, und Renate sagte, wie sehr sie den Herbst liebe, und daß sie niemals einen so wundervollen Spätherbst erlebt habe. Es war, als hätte sie immer da gelebt, hätte immer die gelbgraue Fläche des Bodensees wogen gesehen, immer die pfauchenden Dampfschiffe still träumend mit den Blicken verfolgt, wäre immer zur Zeit der Dämmerung durch die ruhigen, ja stummen und traurigen Wälder gegangen, wo rote Blätter herabfielen, um einen Teppich für Renates zögernden Fuß zu bilden. Bisweilen ging sie mit Anselm, bisweilen auch allein. Sie ging gern allein, hatte durchaus keine Furcht, auch nicht, wenn es zu dunkeln begann. Dann sah sie auf den See hinunter, dessen Fläche langsam den Glanz verlor, wie eine Spiegelscheibe, die man mit grauen Tüchern verhüllt. Die roten und grünen Dampferlichter schimmerten durchdringend, und an den Hügelwänden echoten die schrillen Schreie der Maschinenpfeifen.

Das Schönste waren die Nachmittage im Wald, ob nun die Sonne da war oder nicht. Eine unbändige Lust zu jagen, kam da manchmal über Renate, und sie führte eine innerlich beredte Zwiesprache

mit den Dingen der Natur, und Anselm, der ihre plötzliche Lebhaftigkeit nicht verstand, fühlte eine unbestimmte Eifersucht. Sie wollte ihm nicht gestehen, was sie wünschte. Bitten konnte sie nicht und auf Umwegen oder mit halben Andeutungen ein Ziel zu erreichen, verschmähte sie. Auch kam die Angst, Anselm könne gar zu sklavisch gehorchen und bestärkte sie in ihrem Schweigen. Doch wenn sie von der Granegg aus den Weg zur alten Schloßruine wanderte, hörte sie in den Ställen des Grafen Zoest laut ein Füllen wiehern, als sollte es ein Jagdgruß für Renate sein und Erinnerung an vergangene Herbste. Da bekam sie solches Herzklopfen, daß sie kaum weitergehen konnte.

Auch nach Constanz gingen sie, der alten Stadt. Aber es gab solches Aufsehen, Fensteraufreißen, Stehenbleiben, Wispern, Mundaufsperren, daß Renate die Lust verlor und es nur am Abend wagte, die Straßen zu betreten. Sie fand es komisch, und vielleicht schmeichelte es ihr ein wenig, auch um Anselms Willen, doch gerade das erweckte ihr zum ersten Mal die Empfindung des Abenteuerlichen, des Sich-auf-der-Flucht-Befindens. Es war ein Stich wie bei der Erinnerung an einen vergessenen Traum: an ihr früheres Leben, jenseits des Wassers, jenseits des Wachens. Zu Hause dann beim Abendthee beugte sich Wanderer herüber, um sie zu küssen, und sie erwiderte seinen Kuß feuriger als sonst. Es lag etwas Schutzsuchendes darin.

In der Mitte des November wurde das Wetter

trüb. Die Wege blieben beständig nebelnaß, und zum Bootfahren war der See zu erregt. Das Clavierspiel wollte Renate keine rechte Freude mehr machen; mitten im Takt ließ sie oft die Arme sinken und blickte abwesend auf das Notenblatt.

Anselm war von der Stadt zurückgekommen und saß im Erkerzimmer gegen den See. Er wollte an seinen Bruder schreiben und machte vergebliche stilistische Versuche, als die plötzliche Stille, das Mittenabbrechen in Renates Spiel ihn stutzig machte. Froh, einen Vorwand zu haben, um aufzustehen, ging er hastig hinüber und fragte sie, weshalb sie aufgehört. Renate fiel eine Veränderung in seinem Gesicht auf, hauptsächlich in den Augen, die etwas übertrieben Beschäftigtes hatten. Unter ihrem aufmerksamen Blick lächelte er und wiederholte seine Frage.

„Das Clavier ist verstimmt," sagte Renate ausweichend.

„Ich war in der Stadt," bemerkte Anselm scheinbar absichtslos. Er ging ruhelos auf und ab.

Renate beobachtete jeden seiner Schritte. Sie war gespannt, doch wollte sie nicht mit Fragen zuvorkommen. Sie wußte, wenn es etwas Wichtiges war, würde er es nicht für sich behalten können. Da er aber schwieg und seine Wanderung fortsetzte, ging sie zum Spiegel und löste ihr Haar. Indem sie es mit dem Kamm strählte, daß es beständig knisterte wie von Funken, beobachtete sie jede Miene Anselms im Spiegel. Sie sah, daß er bei jedem Hin-

und jedem Hergehen flüchtig nach ihr hinschielte. Plötzlich gab er sich einen Ruck, griff in die Tasche, nahm eine Zeitung heraus, entfaltete sie mit einer möglichst unbeteiligten Miene und reichte Renate das Blatt, die es mit fragendem Ausdruck ergriff und den Kamm zur Erde fallen ließ.

„Daß wir noch nie auf den Gedanken gekommen sind, die Münchener Blätter zu lesen," sagte Anselm, während er sich nach dem Kamm bückte.

Renate runzelte die Stirn und suchte nervös auf den Spalten der Zeitung. Anselm trat neben sie, legte den Arm um ihre Schulter, lehnte seine Wange an die ihre und deutete mit dem Finger auf einen Absatz. Ihre gelösten Haare streiften sein Ohr, und Wärme durchrieselte ihn. Renate las langsam und entzog sich ihm dabei.

In üblem Journalistendeutsch hieß es da, daß die vielberedete Skandal-Geschichte nun in ein neues Licht getreten sei. Die betreffende Dame sei nicht allein entflohen, sondern mit einem jungen Manne, der in den Kreisen der Gesellschaft eigentlich ganz unbekannt sei. Eifrige Nachforschungen seien im Zuge. Das hohe Mitglied des Fürstenhauses, das dem unglückseligen Vorfall nah stehe, habe eine tiefe Gemütserschütterung erlitten und weile zur Zeit im Gebirge, um an den Hofjagden teilzunehmen.

Renate las zuerst mechanisch weiter über Unglücksfälle, Vereinsnachrichten und Taschendiebstähle, dann ließ sie mit einem bodenlosen Blick das Blatt zur Erde fallen. Unreines kroch an sie heran. Sie

wußte, daß Wanderer dastand, und darauf wartete, was sie sagen würde, aber das Wort, das sie sprechen sollte, kam ihr ekel vor.

4.

Von da an glaubte Anselm eine Veränderung in Renates Wesen wahrzunehmen. Sie ging öfter nach Constanz hinüber, mit stets wachsendem Abscheu vor dem Aufsehen, das die Leute um sie machten. Doch es war, als wünsche sie sich zu quälen. Sie verschaffte sich alle Nummern der Zeitung, die seit ihrer Flucht erschienen waren und suchte mit verächtlicher Miene, doch gierig jedes kleinste Wort, das im Zusammenhang mit ihrer Person stehen konnte. Sie blickte oft lange auf den See, als erwarte sie, ein Schiff käme, sie zu rauben. Es gab Stunden, wo eine beständige Anstrengung des Lauschens ihre Züge doppelt wach erscheinen ließ. Am Abend schrak sie vor ihrem Schatten zusammen, und wenn Wanderer sie mit allgemeinen Worten beruhigen wollte, argwöhnte sie Gefahr, *weil* er so sprach.

Es waren lauter milde Tage in dieser Zeit, aber mit trübem Himmel; kaum daß die Sonne eine halbe Stunde lang ein messing-gelbes Licht auf die Landschaft warf.

„Könnt es nicht auch schönes Wetter sein?" sagte Renate, willens, einen Scherz zu machen.

„Es ist wahr," erwiderte Anselm, der im Zim-

mer herumging und mit den Fingern knipste. In der Zerstreutheit versäumte er es, darauf einzugehen wie auf einen Scherz.

Renate folgte ihm lange aufmerksam mit den Augen; endlich sagte sie klagend: „Du machst mich ganz nervös.“

Er hörte auf zu gehen, stellte sich neben sie, nahm ihre Hand und streichelte sie. „Hast Du einen Wunsch, Renate?“ fragte er leise und beugte sich über die Lehne des Sessels, daß er den Geruch ihres Haares einatmen konnte.

Rasch und erstaunt blickte sie auf. Der unsichere Ausdruck seiner Augen erfüllte sie eine Sekunde lang mit einem ziellosen Groll, und sie antwortete nicht. Sie entwand ihm nur ihre Hand.

„Du weißt doch, was ich meine, Renate,“ fuhr er fort, widerspenstige Haare aus ihrer Stirn streichend.

„Ach geh,“ erwiderte Renate. „Du weißt doch, ich kann das nicht leiden. Ich kann Dir ja gar nicht sagen, wie mir ist, wenn Du damit kommst. Es ist so entwürdigend.“

„Aber ich habe Sorge. Du wirst so wortkarg, Renate. Du willst mir nichts anvertrauen von dem, was Dich drückt. Früher war nicht ein Schatten auf Deiner Stirn. Jetzt sind Schatten da.“

Renate schüttelte den Kopf. „Früher! Du sprichst wie von zehn Jahren. Ich kenn' Dich ja noch gar nicht, und Du kennst mich nicht.“

Anselm erschrak und richtete sich auf. Renate

nahm begütigend seine Hand. „Heiraten," sagte sie und blickte auf den Boden, als läse sie dort die Worte, „mir ist, als würde dadurch alles zerstört. Wenn Du meiner so sicher wirst, scheint Dir kein Kuß mehr der Mühe wert und mir vielleicht auch nicht. Dann wird alles, was wir gethan haben, eine kindische Geschichte. Daß Du das nicht verstehst, Anselm. Ich glaube, Du verstehst mich halt nicht." Sie schwieg mit einem halben Lächeln, das viel beredter war, als ihre Zunge.

Anselm blickte durstig auf die weichen Lippen, die sich von ihm wandten, als fühlten sie seine Wünsche. Zornig seufzend nahm er mit beiden Händen ihren Kopf bei den Schläfen, drückte ihn rückwärts und küßte die Widerstandslose auf den Mund. Renate blieb ohne Regung unter seinem Kuß und hatte die Hände im Schoß gefaltet. Er fühlte es, wie der schwere Gang ihrer prüfenden Gedanken stockte und die Besorgnis von ihr wich. Wie erschütterten ihn ihre unerfahrenen Küsse, ihre müd geschlossenen Augen, ihre Lautlosigkeit, ihr bebender Körper! Wenn sie dann die Augen aufschlug, war immer etwas Forschendes, angstvoll Forschendes darin, als fürchte sie, daß er lachen könne.

Es klopfte an die Thüre, Winiwaaks schüchternes Pochen. Mit umständlichen Gebärden schob er sich herein und berichtete, heute früh, da er auf dem See draußen gewesen, sei ein Mann gekommen und habe mit seiner Tochter Marianne gesprochen, habe sich erkundigt, wer hier wohne, und wie lang die

gnädige Frau schon hier sei. Marianne habe sich aber auf nichts eingelassen, sondern den Fremden an den gnädigen Herrn selbst gewiesen.

„Recht so," sagte Anselm erregt und fing wieder an, auf und ab zu gehen. „Nun, — und? Will er kommen?"

„Wer war es denn? Wie sah er aus?" verhörte Renate mit weitgeöffneten Augen. Aber Winiwaak wußte nichts und Marianne war gerade in der Stadt. Sein Benehmen zeigte plump, daß er wohl verstehe, hier gebe es ein Geheimnis zu bewahren.

Anselm, um die Sache nicht wichtig erscheinen zu lassen, gab Winiwaak Verhaltungsmaßregeln für den Hund, der gestern von der Züchterei gekommen war. Er fragte, ob es ein verläßliches Tier sei, und nahm den Hut, um nachzuschauen, was Angelus treibe, — so hieß der Hund.

„Eigentlich ein dummer Name: Angelus. Findest Du nicht, Renate?" sagte er, als Winiwaak gegangen war. „Ein überflüssiger Name. Ein Hund kann Sixtus heißen oder Theodor oder Schnapp, — aber Angelus ..."

Er wollte sie zum Lachen bringen, doch sie verzog keine Miene. Sie fand ihn ein wenig abgeschmackt, wenn er Witze machte. Seinen Mißerfolg erkennend, fügte er rasch hinzu: „Wir müssen reisen, Renate, willst Du?"

Wir müssen reisen, Renate, willst Du! Das verstand sie nicht. Entweder man mußte oder man wollte etwas. Sie schüttelte den Kopf. Ich habe da

was angestellt, dachte Wanderer und wurde unsicher. Schließlich fragte er, ob sie zu Hause bleibe; es werde wahrscheinlich regnen. Ja, sie bleibe zu Hause, sie wolle lesen. Er seinerseits gehe nach Constanz hinüber, um Hundefutter zu kaufen. Eine vortreffliche Quelle sei ihm empfohlen worden.

„Geh nur," sagte Renate, „ich bin gern ein wenig allein. Aber Du mußt mir Zeitungen mitbringen."

„Zeitungen? Wirklich?" Er war froh, daß sie einen Wunsch äußerte. Er zündete sich eine Cigarre an, mit einer Behäbigkeit, der sie Bewegung für Bewegung folgte. „Ich möchte wissen, wer das gewesen ist, der Frager da," murmelte er schmauchend. „Irgend so ein Müßiggänger jedenfalls."

Bevor er ging, wollte er sie küssen, aber scherzhaft gähnend wehrte sie ab. Er stutzte. „Wenn Du rauchst, mag ich Dich nicht," sagte sie mit heiter glänzenden Augen. Er lachte und ging, ein italienisches Lied trällernd.

Seltsam, dachte Renate, daß ich hier sitze, Tag aus, Tag ein, statt durch die Welt zu fahren und alles Schöne zu bewundern, wovon ich gelesen. Es fing schon an zu dämmern; sie schlug den Regenmantel um und verließ das Haus. Im Garten stand Marianne und knixte, wie es Renate schien, ein wenig vertraulicher als sonst. Deshalb gab sie es auf, das Mädchen anzusprechen und zu fragen, wie sie anfänglich gewollt. „Ich gehe ein wenig in den Wald hinüber," rief sie freundlich und schlug das Thor zu.

Ruhig zogen die Wellen des Sees ans Ufer, ein gleichmäßiges Atmen. Das düstere Rot des Himmels spiegelte sich im Wasser mit zerbrochenen Streifen. Rein schimmerte der Kies des Wegs und klirrte unter Renates Tritten. Als sie den Wald betrat, verstummten viele Geräusche mit einem Mal und beängstigend. Hier dunkelte es schon, aber da sie den selben Weg oft und zu allen Tageszeiten gegangen, wollte sie jetzt nicht feig sein. Die Wege waren ihr bekannt; sie wußte, dorthin ging es zum Gipfel, dorthin an die Seestation, dorthin in den tiefen Wald. Sie wandte sich zum tiefen Wald, wie aus Trotz. Gleich schimmernden Pokalen blitzte das ferne Rot durch die Baumzwischenreihen, und der Forst war finster wie der Mund einer Höhle. Sie hörte neben sich ein Rascheln. Mit einem leisen Schrei blieb sie stehen. Peter Graumann stand vor ihr, sich höflich verneigend und den Calabreser lüpfend.

5.

Wie er so dastand, sein Gesicht zu einem devoten Grinsen verziehend, das zugleich ebensogut Schadenfreude und Spott bedeuten konnte, die Stirn ein wenig gerötet im Reflex der Abendfarben und die übrige, hündisch gebückte Gestalt im Dunkel der Walddämmerung vergraben, hatte Renate eine Empfindung, als sei er dem Erdboden entstiegen, und ein Grauen überfiel sie. Schweigend wandte sie sich, zur Villa zurückzukehren.

„Gnädige Frau, ich habe Sie erschreckt, ich bitte sehr um Verzeihung. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle.“ Und er nannte seinen Namen. Es war eine tiefsonore Stimme, die Renate mit seltsamer Gewalt am Weitergehen hinderte, fast wie ein Befehl. Jedes Wort war deutlich, in sich selbst pointiert wie bei einem Schauspieler; das R war ein Gaumenlaut und langgedehnt, es war der Träger der respektvollen Bestimmtheit, die in der Stimme lag.

„Sie verfolgen mich,“ erwiderte Renate unwillig und herrisch, herrischer als sie wollte. Sie verbarg ihre Furcht und ihren Schrecken damit.

„Ich bin gänzlich unschuldig,“ sagte Peter Graumann mit übertriebener Bestürzung. „Es ist wahr, damals als ich Sie zuerst auf dem Schiff sah, wünschte ich, Ihnen folgen zu können wie ein Hund. Denn es ist angenehmer, ein Hund zu sein, als ein Mensch wie ich. Doch ich habe resigniert. Feig genug, aber ich habe resigniert.“

„Sie haben heute Vormittag im Garten nachgeforscht,“ entgegnete Renate herb, fast erleichtert durch diesen Gedanken. Doch war es unwahrscheinlich, daß Winiwaak den Gegenstand seines besonderen Hasses unerwähnt gelassen hätte. Graumann beteuerte seine Unschuld mit einer pathetischen Uebertreibung, die wie Ironie wirkte, und Renate mußte sich entschuldigen.

„Warum sind Sie mißtrauisch, gnädige Frau?“ fuhr Graumann fort, als ob er unglücklich wäre

über ein solches Mißtrauen. „Sie haben keinen Grund dazu. Es war mein Schicksal, daß ich Sie treffen mußte, und es war das Ihre, das Sie heute Abend in den Wald geführt hat. Und wenn es nur diese Viertelstunde ist, für mich ist sie wie ein Flammenzeichen. Ich bin herumgegangen, habe gewartet, habe gewußt: heute wird es sein.“ Er schwieg und trocknete mit dem Taschentuch die Stirn.

Renate hatte nie ein so vollendet artikuliertes Deutsch reden hören. Das fiel ihr zunächst auf. Damit aber wuchs eine Unruhe in ihr, deren sie sich nicht erwehren konnte, die ihre Gedanken lähmte und ihre Lippen verschloß.

„Und warum mußte es sein?“ begann Peter Graumann wieder mit seiner vollen, unerbittlichen Stimme. „Weil es von Anfang meines Daseins der feste und mir unbekannte Entschluß meines ganzen Wesens war, Sie zu finden. Ich bin nicht von Gefühlen blind, wenn ich das sage, glauben Sie das nicht. Aber wenn Sie mir entrinnen wollten, das wäre gerade so wie wenn der Mond der Erde entlaufen wollte, die ihn hält. Glauben Sie mir das.“

Renate atmete hastiger, ging schneller, Furcht stieg ihr wie ein Rausch zu Kopf. Bald war der Waldrand erreicht, und sie stockte, wie durch eine Schranke gehalten, vor dem Bild der Landschaft. Ueber dem südöstlichen Himmel lag der Schimmer des Mondes. Leichte Wolken waren vorn zusammengeweht wie der Staub, der sich über einer fernen

Reiterschar erhebt. Dann schienen dunkle Florstreifen sich von der Staubwolke zum Himmel emporzuheben, als ob sie vom Mond kämen. Höher hinauf wurden sie zu glitzerndem Silberflor. Unfern lag die Villa mit dem Dach in leichter Mondglut. Renate schämte sich ihrer Befürchtungen und ging langsamer. Kühn blickte sie zur Seite und sah ihren Begleiter prüfend an. Seine abenteuerliche und zweifelhafte Eleganz reizte ihre Lachlust, und sie fragte spöttisch: „Frieren Sie denn nicht im Sommerrock?"

Peter Graumann verzögerte seinen Schritt und sagte dann bedächtig wie zu sich selbst: „Ich habe mich doch elend getäuscht. Ich bitte Sie um Verzeihung, aber ich war in dem Wahn, Sie könnten begreifen. Was ich gethan und gefragt habe, ist wahrscheinlich in Ihren Augen ein Verbrechen. Gut, sei es ein Verbrechen. Mein tausend und erstes. Die andern tausend sind nämlich auch von der Art. Oder noch schlimmer. Die bürgerliche Welt ist undurchdringlich. Ich mache mich zum Wächter, und wachsam bleib' ich vor den verschlossenen Thüren liegen."

„Aber was wollen Sie denn von mir!" rief Renate unruhig.

„Ich habe hier ein kleines Notizbuch, gnädige Frau. Da ich seinen Inhalt auswendig kenne, brauche ich kein Licht, um es zu lesen. Elisabeth Körner, zu Grund gegangen, Margret Holmsen, zu Grund gegangen. Anna Malling, zu Grund gegangen. Sabine Hallander, zu Grund gegangen.

Edith von Saar, zu Grund gegangen. Elwine Simon…“

„Elwine Simon?“ flüsterte Renate nach. „Was soll das alles heißen?“

„An einer einzigen Krankheit: unnütz vergeudete Liebe. Nicht unglückliche Liebe, durchaus nicht, davon wird man in den meisten Fällen gesund. Aber wenn ein Dichter alles, was er fühlt und ist und kann mit einem einzigen Gedicht in den Sand schreibt, weil er weder Feder noch Papier hat, und der Wind kommt und verweht die ganze Geschichte, — unwiederbringlich, das ist es, was ich meine. Unwiederbringlich! Einer, der sein ganzes Vermögen einem schlechten Schiff anvertraut. Das ist es. Und alle diese Frauen haben keine Ohren. Schweigend gehen sie dahin und tragen, tragen. Und wenn man sie in der Dunkelheit anspricht, laufen sie davon, rufen den bürgerlichen Anstand zu Hilfe. Kiesewetter, den Nachtwächter. Zu wählen verstehen, das ist alles im Leben.“

Beide standen jetzt auf dem niedern Gipfel. Unten lag die Wanderer-Villa, und Winiwaaks rauhe Stimme schallte herauf. Auf dem See pfiff der Bregenzer Dampfer, schrill und dumpf. Bleich sah Renate hinaus. Der Calabreser auf dem Haupt des Ziegenbärtigen erschien ihr nicht mehr komisch, bekam mehr und mehr etwas Grauenhaftes. „Ich verstehe nichts davon,“ sagte sie achselzuckend.

Graumann zog den Mund breit und grinste faunisch. „Eine Handbewegung sagt mir mehr als

eine Lebensgeschichte. Für Männer habe ich eine ganz besondere Stärke. Das ganze Möblement von Männlichkeiten taxiere ich besser als ein Gerichtsvollzieher." Er verbeugte sich tief, mit grimassenhafter Höflichkeit und stapfte über den Rain davon.

Im Garten unten rief Wanderers ängstliche Stimme: „Renate, Renate!" Sie antwortete nicht und stieg nachlässig hinab.

Achtes Kapitel

1.

Für Renate war das Alles wie ein Fiebertraum gewesen. Als sie vor dem Thorgitter ankam, stand Wanderer da, der in Pausen von halben Minuten nach ihr rief. Er hatte den Hund Angelus an der Seite, der ungeduldig schnupperte, und als Renate sichtbar wurde, vor Freude zu heulen begann. Dabei hatte sie das Tier erst einmal gesehen und ihm Futter gebracht. Jetzt fühlte sie sich sicher, und heiter rief sie Angelus Namen, denn der Hund umkreiste sie unablässig und scharrte die Erde mit den Vorderpfoten. Sie gab Wanderer, der sie stumm und besorgt fragend ansah, die Hand und küßte ihn rasch auf den Mund, als wollte sie ihn bitten, nicht nachzuforschen. Und es war so, daß er alles vergaß über diesem flüchtigen Kuß. Aber als sie beide den matterhellten Corridor entlang gingen, wo verblaßte Landschaftsbilder hingen, stand sie einen Augenblick still und wie verzweifelt dachte sie: eine Lüge. Zum zweiten Mal. Doch sie konnte es Anselm nicht erzählen. Nicht nur, daß eine tiefe Scheu sie daran

hinderte, die Bilder und Erinnerungen der vergangenen Stunde wieder zu beschwören, sondern sie fand sich auch in einem Punkte tief schuldig. Deshalb hatte sie Anselm geküßt, und dieser Kuß wollte sagen: ich habe zu wählen verstanden, Peter Graumann.

Anselm sprach jetzt, und erschrocken blickte Renate empor, indem sie weiter gingen und das Eßzimmer betraten. Eben jener Name war es, den er ausgesprochen. „Weißt Du, was es mit diesem Graumann auf sich hat? Du erinnerst Dich doch, Renate? Sehr interessant. Er soll ein Anarchist sein, wenigstens theoretisch, den man ausgewiesen hat, und der sich nun, wie ein Raubtier auf der Lauer, an der Schweizergrenze aufhält.“

„Woher weißt Du denn das?“ fragte Renate tonlos und ging zum Ofen, um sich zu wärmen. Sie öffnete das Eisenthürchen und hielt die Hände vor die Glut.

„Ach ... so; man erfährt es eben. Wie kannst Du so lang draußen bleiben, Renate! Du bist ja ganz blau vor Kälte. Ach Du Einzige, was Du nur immer treibst.“ Er beugte sich herab und drückte leidenschaftlich ihre Hand an die Lippen.

„Hast Du mir die Zeitungen mitgebracht, Anselm?“

Komisch bestürzt schlug er die Hände zusammen. Das hatte er nun vergessen.

„Ja, wo warst Du denn so lange?“

„Im Clubhaus.“

„Im —? Giebt es denn das in Constanz? Und was hast Du denn da gemacht?“

„Gespielt, Renate.“ Er stand am Fenster, ihr abgewandt.

Sie schwieg. Sie schloß die Augen und sah ihn am Kartentisch sitzen, in trockener Behaglichkeit, wie ein Mann, der seiner Sache sicher ist. Macht Dir denn das Freude, Anselm? glaubte sie zu fragen. Aber die Worte tönten nur innerlich.

Dann saßen sie beim Essen, und Wanderer plauderte. Er hatte eine Art Charmeur in sich entdeckt. „Du hast ja die alte Stadt gar noch nie genau anangesehen, Renate. Wir müssen einmal die alten Winkel und Straßen, die alten Häuser aufsuchen. Das Haus z. B., wo Huß gefangen war, den sie verbrannt haben, und die entzückenden stillen Plätze, wo nie ein Mensch geht, wie der Kirchenplatz. Und alte Paläste giebt es, da mußt Du staunen; das sind Geschichtsbücher.“

„Ich mag Geschichtsbücher gar nicht.“

„Aber Geschichtenbücher, was?“

Auf einmal ertönte im Hausflur ein Hin und Her von Stimmen, die immer lauter wurden. Die eine Stimme war die Winiwaaks, die andre war eine fremde. Renate erhob sich rasch. Sie zitterte und blickte nach der Thüre. Jetzt begann auch Angelus zu bellen, und zwar voll Heftigkeit und Ingrimm, aber es näherten sich rasche Schritte; die Thür ging auf, und ein Mann trat auf die Schwelle, den Wanderer nicht kannte. Er war schlank und hatte etwas

unaufdringlich Vornehmes. Sein blonder Bart, im Viereck geschnitten, rahmte ein fein geformtes Gesicht ein, dem die Jahre kein fest erkennbares Merkmal hinterlassen hatten. Er blieb unbeweglich stehen, den sehr erregten Winiwaak hinter sich, und blickte starr auf Renate, nachdem er den Zwicker von der Nase genommen hatte.

Renate blieb wie aus Stein, bleich wie ein Hemd.

Der Fremde trat ein, schloß die Thür vor Winiwaak, der zu Wanderer hin schnell noch bedauernd die Achsel zuckte, und legte den Hut mit einer kurzen, fast gedrückten Verbeugung auf einen Stuhl. „Du wirst sehr erstaunt sein, mich zu sehen, Renate," sagte er, sichtlich bemüht, Höflichkeit und Ruhe zu bewahren. „Aber einmal mußte ich noch mit Dir sprechen. Es giebt da Einiges, das gesagt werden muß, so frei und selbständig Du Dich auch wähnst. Ich denke also, Du hörst mich an." Seine Stirn rötete sich, aber es war deutlich, daß er gewaltsam kämpfte, eine längst vorgefaßte Ueberlegenheit und Klarheit nicht zu verlieren.

„Du kannst alles sagen, Vater," erwiderte Renate mit mühsamen Worten, tiefaufatmend. Sie machte eine ebenso mühselige, aber beredte Geberde, die alles enthielt, was an Erklärungen betreffs Wanderer notwendig erscheinen mochte.

„Es ist gar nichts zu sagen," erklärte der Fabrikant, indem er die Hände glatt zusammenschlug und dann ein Stück Papier aus der Brusttasche

zog. Er suchte sich den Anschein eines fast advokatisch kühlen Wesens zu geben, doch sah es Renate, daß seine Hände zitterten, als er das Papier entfaltete. „Nur ein paar Worte hast Du uns hinterlassen," begann Herr Fuchs wieder. „Wir fanden den Wisch erst viel später; der Wind hatte ihn unter den Schrank geweht, und Deine Mutter fand ihn zufällig, als sie eines Tages in Deinem Zimmer aus einer Ohnmacht erwachte. Du hast es für gut befunden, uns mit einigen Worten ... nun höre selbst: ich folge einem Mann in freier Wahl, durch keinen Zwang gefesselt. Verzeiht und laßt mich ziehn. Laßt mich mein Schicksal finden, und wenn ich unglücklich werden sollte, laßt es mich auf eigene Faust werden. Viele Grüße und behaltet mich im Andenken."

Es war Renate kaum möglich, sich aufrecht zu erhalten. Was sie so ergriff, war die Art, wie ihr Vater die wenigen Zeilen vorlas. Das Blatt dicht vor den Augen, buchstabierte er wie ein des Lesens Ungeübter, und seine geröteten Augenlider schlossen sich angestrengt, wenn ein Satz zu Ende war. Außerdem erinnerte sie sich an viele Stunden, wo sie ihren Vater lustig und ausgelassen gesehen hatte, besonders nach einem guten Diner, wo seine sorglose Aufgeräumtheit immer etwas Hinreißendes besessen hatte.

„Ich nehme aber an, Renate, daß es nur eine romantische Schrulle gewesen ist, was da steht von keinem Zwang. Das wollt ich Dich nur fragen,

deswegen bin ich hier, hab Tag und Nacht nicht geruht, zu erfahren wo Du bist, wenn es auch leichter ging, als wir einmal wußten, wen Du erwählt hast. Also das hab ich angenommen und frag Dich jetzt, ob Du in Ehren so lebst, wie Du jetzt lebst, und ob ich vor der Welt sagen kann, daß Du meine Tochter bist."

Die richterliche Härte in der Haltung ihres Vaters machte Renate krampfhaft aufmerksam und schärfte schmerzlich ihre Sinne. Ihre Ergebenheit wurde zu Trotz, ihre Weichheit erstarrte, es schien ihr, als wolle man sie in ein Gefängnis zurückschleppen. Ein wildes, ein freies Sicheinsfühlen mit Anselm erwachte plötzlich in ihr und gab ihr die stürmischen Worte: „Es ist wie es ist, Vater. So will ich leben und wollt ich leben. Frei wie Du's nennst, anständig wie ich's. Wachen und leben will ich jeden Tag, und nicht in einer Gewohnheitsliebe innerlich sterben. Keine Sicherheit ist mir dafür gut genug, nur ein Sarg."

Einige Minuten blieb es still im Zimmer, und Renate verharrte in tiefem Staunen über ihre eigenen Worte. Der Fabrikant nahm seinen Hut, schaute mit leeren Augen umher, zog mechanisch die Uhr und sagte, anfangs stotternd: „Es ist gut. Sehr gut, daß ich's weiß. Schlecht für Deine Mutter, schlecht für uns alle. Ich verfluche Dich, Renate, ja, ich verfluche Dich und hoffe, daß Du einst als Bettlerin armselig vor meiner Thür winselst."

Ein schwacher Aufschrei Renates, das Zuschla-

gen der Thüre, schwere Schritte, die sich entfernten, das Branden des Sees, das leise Rauschen der Gasflamme ...

Renate weinte lautlos. Anselm ging auf und ab, knipsend wie gewöhnlich, ziemlich ärgerlich, daß er bei dem ganzen Auftritt so wenig in Frage gekommen war. „Verfluchen, haha," murmelte er. „Wie in einem Küchenroman." Er lächelte schief. „Komm sei gut, Liebste, nicht weinen. Wozu denn. Dein alter Herr hätte sich diese effektvolle Szene wahrhaftig sparen können. Du hättest ihm auch solche Sachen nicht gerade ins Gesicht schleudern brauchen. Das hat keinen Zweck. Du hättest ihm ruhig sagen können, es ist so wie er will. Wenn es auch nicht so ist. Früher oder später müssen wir ja doch den Leuten den Willen thun. Sie sind am Ruder. Du denkst eben zu hoch von der Welt. Schau Renate, angenommen, ich wäre ein kalter Spekulant und ließe Dich nun im Stich und liebte Dich nicht so toll —"

Er hatte lustig weiter geredet mit dem Bewußtsein der Ueberlegene in einer verwickelten Situation zu sein. Er hatte nicht bemerkt, daß Renate aufgehört hatte, zu weinen und ungläubig entsetzt zuhörte. Erst ihr eisig lebloses Gesicht und die zusammengebissenen Zähne ließen ihn stocken.

2.

Als Renate am anderen Morgen erwachte, schlief Anselm noch. Sie erhob sich ein wenig und stützte den Kopf auf den Arm. Nachdenklich betrachtete sie sein gerötetes und von Träumen erregtes Gesicht mit den hereinfallenden, schlaf-feuchten Haaren und den dicken Lippen. Dann blickte sie gegen das Fenster, das nicht behangen war, weil nichts hereinschaute als der graue Himmel und ferne, dunstige Waldzüge.

Plötzlich wachte Anselm auf, und sein Blick fiel auf Renate. „Was hast Du?" fragte er, sogleich vollkommen klar.

Renate lächelte und strich ihm mit der freien Hand die Haare aus der Stirn. Er zog sie an sich, doch da sie seufzte und flüchtig forschend zu ihm emporsah aus den Kissen, wiederholte er seine Frage. Renate schaute in den Himmel hinaus und flüsterte: „Du bist so erfahren." Errötend ergriff sie seine Hand und preßte sie fest. Das Verlangen, jetzt sein Gesicht zu sehen, brannte in ihr, jedoch sie wagte es nicht. „Aber das konntest Du Dir doch denken," erwiderte Anselm beschwichtigend. Sie machte eine rasche Bewegung und wandte ihm das Gesicht zu, als habe sie nicht gut verstanden. „Aber Anselm, Du sagtest doch damals — erinnerst Du Dich nicht? Erinnerst Du Dich nicht an jenen Abend bei uns,

wo wir am Kamin gesessen sind, beide, und Du hast mir gesagt —?"

„Ja, Renate. Ich habe Dir gesagt, daß ich von Liebe nichts weiß."

Renate schwieg einige Augenblicke, als wolle sie jedes seiner Worte sorgsam abwägen, dann sagte sie kalt und mit innerem Widerstreben: „Das ist also nicht dasselbe, Anselm?" Sie legte beide Hände schlaff auf die Decke, — eine enttäuschungsreiche Geberde. Jetzt sah sie viel deutlicher als da sie es vor sich gehabt, das von Zorn überwältigte Gesicht ihres Vaters.

Anselm vermied es, davon zu sprechen. Den Vormittag über unterhielten sie sich über Reisepläne, denn in der ersten Hälfte des Januar wollten sie nach dem Süden, nach Italien, nach Griechenland, sogar ins Kleinasiatische hinüber. Renate wünschte sehr, das zu sehen, wovon sie märchengläubig in namenlosen Büchern gelesen. Anselm vermied es auch, über das zu reden, was ihm seit dem letzten Abend doppelt nah am Herzen lag. Freiheit war für ihn ein leeres Wort; wer den Zwang nicht kennt, weiß nichts von Freiheit. Und die Freiheit, die Renate meinte, schien ihm gleichbedeutend mit Unsicherheit, so lange er sie, wie jetzt, mit seinem ganzen Leben liebte und noch im Traum ihr Bild erglühen sah. So war es doch mehr die selbstsüchtige Ruhe behaglichen Besitzes, die er herbeisehnte, als der Wunsch, vor Welt und Gesellschaft nicht unterschieden durch eine gebrandmarkte Ungewöhnlichkeit zu sein.

Seinen Willen herrisch durchzusetzen, dazu war er zu schwach, fürchtete auch, ihre Illusionen über seine Person zu verwunden. Deshalb suchte er alles mit einem undurchdringlichen Mantel von Zärtlichkeiten zu bedecken, der sie am Sehen hindern sollte, jedoch ihn selbst kurzsichtig machte für das, was in ihrem Innern vorging. Er mietete einen eleganten Kutschierwagen, damit sie ausfahren könne; er abonnierte auf Mode-Journale und bestellte teure Toiletten aus Paris. Er ließ wertvolle Kunstgegenstände kommen, um damit das Haus zu schmücken und gab unbedenklich große Summen hin für Dinge, an denen sie einmal flüchtig ihr Gefallen geäußert hatte. Er bestellte Staffelei, Rahmen, Leinwand und Farben, aber es zeigte sich, daß Renate die Lust am Malen verloren hatte. Als sie zum ersten Mal wieder Pinsel und Palette in der Hand hielt, um vom Fenster aus ein Stück Seewinkel mit dem Waldrand zu skizzieren, überfiel sie ein eigentümlicher Widerwillen dagegen. Auch der neue Flügel, den Anselm aus Wien hatte schicken lassen, hatte keine Töne mehr für sie. Sie liebte es, stundenlang müßig zu sein, las Romane und neigte am meisten zu den Büchern, in denen ein Frauenschicksal geschildert wurde, in welchen Farben, mit welcher Kraft immer: es fesselte sie. Unter andern fiel ihr auch ein Buch mit dem Titel: „Unwiederbringlich“ in die Hände. Sie las es gespannt, jedoch am Schluß fand sie sich enttäuscht. Sie sprach mit Anselm darüber, doch er fand, daß es ein gutes Buch sei, von einer guten

Hand. Er drückte sich affektiert aus, Gott weiß, weshalb. Dann teilte er Renate mit, daß er heute im Clubhaus Graumann kennen gelernt habe, der von einer seiner geheimnisvollen Reisen zurückgekehrt sei.

Renate erschrak, aber sie stellte sich, als höre sie nur achtlos zu. Sie zuckte gleichgültig die Achseln, verließ das Zimmer. In dem kleinen Gemach des ersten Stockwerks, das sie für sich eingerichtet hatte, setzte sie sich an den Schreibtisch, kritzelte mit der Feder, sah in die Landschaft, nahm ein Buch zur Hand, eine illustrierte Zeitschrift, fand aber keine Ruhe. Sie hörte Anselm das Haus verlassen, trat ans Fenster, verbarg sich hinter der roten Gardine und blickte ihm nach, bis der Weg sich vom See abkrümmte. Dann verließ sie das Zimmer wieder, weil sie drunten Klavier spielen wollte.

Noch auf der Treppe blieb sie betroffen stehen. Wüstes Durcheinander-Schreien klang herauf: eine weinende Stimme, eine schrille, keifende, eine tiefe wilde, eine beschwichtigende und schließlich das übliche Gebell von Angelus. Rasch eilte Renate hinab und sah, etwas undeutlich durch die Dämmerung, Winiwaak mit einem knorrigen Stock auf seine Tochter schlagen, daß er schwitzte, während die Mutter mit geballten Fäusten alle Schläge billigend unterstützte. Kiesewetter, der Nachtwächter, der offenbar als Besuch anwesend war, trachtete bald den einen, bald die andre zu beruhigen. Als Renate im Flur stand und erschreckt, unwillig und furchtsam keinen Schritt weiter ging, wurde es still. Alle sahen nach ihr hin.

Sogar Angelus hörte auf zu bellen, obwohl es ihm viel Vergnügen zu bereiten schien; er tappte freundlich wedelnd um die Herrin herum und knurrte, als Marianne Winiwaak auf den Knieen zu Renate herankroch und wimmernd ihren Kleidsaum nahm. Renate schauerte zusammen und trat zurück. All das ging auf dem Teil des Flurs vor sich, an dem die Winiwaaks wohnten. Die Alte war in ängstlicher Dienstbeflissenheit bemüht, Licht zu machen; Kiesewetter stand barhaupt und andächtig wie in der Kirche, Winiwaak starrte verstört die Wand an. Renate fragte, was es denn sei, obwohl sie ahnte, was man ihr antworten würde. Sie hätte ein Stück ihres Lebens hingegeben, wenn die Antwort jetzt nicht erfolgt wäre.

„Das Luder hat sich mit eme' Kerl eingelasse," grollte Winiwaak düster. Er trat näher, erhob den Stock, und das Mädchen kuschte tierisch zusammen.

Kiesewetter mischte sich drein, mit überredender Nachsicht und bedeutender Weltkenntnis. Er wollte die Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen, ohne seine wahrhaft humane Gesinnung zu äußern. Angelus begann erbittert zu bellen, so daß des Nachtwächters Trost- und Friedensbotschaft ungehört verhallte. Es erwies sich, daß Kiesewetter für Angelus ein Gegenstand teuflischen Hasses war. Im Innern wie gelähmt von diesen Vorgängen, richtete Renate das junge Mädchen liebreich auf, nahm ihr Taschentuch und trocknete das thränen-nasse Gesicht. Ohne weiteren Anlaß begann die Alte erbärmlich zu heulen,

und Winiwaak versuchte sich in einem seiner bewährten Bücklinge. „So lieb, so gut,“ stammelte das verprügelte junge Ding mit geschlossenen Augen.

Renate verließ den Flur, nachdem sie Winiwaak gebeten, seine Tochter zu schonen. Gedankenvoll ging sie im Zimmer auf und ab, vergaß Licht zu machen oder zu bestellen, setzte sich im Dunkeln ans Clavier und spielte vor sich hin. So saß sie noch, als Anselm kam und erstaunt die Hände zusammenschlug, da er sie im Finstern fand. „Ich bringe einen Gast, Renate!“ rief er belebt, zündete rasch die Flammen an, und Renate sah Peter Graumann in devoter Höflichkeit auf sich zukommen. Er küßte die Hand, die sie ihm mechanisch gereicht und gab durch nichts die Möglichkeit einer früheren Begegnung zu erkennen. Infolgedessen kam mühelos ein Gespräch in Fluß, und Renate, mit einer Findigkeit in Worten, die ihr unbegreiflich schien, erzählte den Aufhorchenden, was bei Winiwaaks vorgefallen war. Anselm sagte, das sei schändlich, ohne sich näher zu erklären, Graumann zog nur die Mundwinkel auseinander, strich mehrmals mit der flachen Hand die Haare vom Hinterkopf nach vorn und schnappte wie ein Fisch. Anselm wurde verlegen und bat Renate, sie solle etwas spielen. Sie drehte sich lächelnd um, klappte den Deckel auf und spielte, wie in einer Unterrichtsstunde, Schumanns „erster Verlust.“

3.

Das Nachtmahl war vorüber. Peter Graumann nahm eine wissenschaftliche Miene an und sagte mit der scharfen Deutlichkeit seiner Stimme: „In den untern Volksklassen, wo man noch dem nackten Instinkt folgt, herrscht eigentlich ein viel größerer Wille zum Glück.“

„Wille zum Glück?“ fragte Renate.

„Jawohl, Wille zum Glück nenne ich nämlich das Vergessen aller Vorurteile, welche über unser sinnliches Leben so verbreitet sind wie die Phrasen im Buchdeutsch.“

„Sie haben Recht,“ bemerkte Wanderer. „Diese Menschen wagen noch zu handeln.“

„Ja! Ja!“ bekräftigte Graumann mit seinem seltsamen, sarkastischen Pathos. „Und es ist klar, daß die Wahrscheinlichkeit so zu handeln geringer werden muß, je höher wir in den Ständen steigen. Eine Aristokratin, die dem Beispiel des Fräulein Winiwaak folgen würde, müßte unfehlbar zu Grunde gehn.“

„Warum müßte sie zu Grunde gehn?“ fragte Renate erblassend.

Graumann schaute mit blitzartigem, cynischem Grinsen zur Seite. Etwas Flackerndes, Ungreifbares lag darin. „Dem entarteten, oder wenn Sie wollen, dem verfeinerten Körper ist es unmöglich, ein sinnlich gesundes Leben zu führen. Und darum handelt

es sich. Zunächst um den Bankerott der sogenannten Illusionen. Das ist klar: wer einmal den anämischen Idealen der Gesellschaft den Rücken gekehrt hat, den verstößt sie in ewige Nacht. Selbsterhaltungstrieb. Ich kann mir ein Weib denken, das mit einem richtigen Instinkt begabt, das Opfer ihrer sozialen Stellung brächte, — aus dem dunklen Trieb, sich, wie soll ich sagen, sich auszuleben. Aber sie müßte ersticken und erblinden. Die Welt wäre licht- und luftlos für sie, und da die Thore, die sie verlassen, auf ewig gesperrt sind, müßte sie ihr Instinkt, man kann es auch Sehnsucht nennen, immer tiefer treiben. Und geraubte Illusionen lassen sich bekanntlich nicht durch Lebenskraft ersetzen. Ich kenne viele derartige Beispiele, und es war immer dieselbe Geschichte. Christliche Demut und Selbstvergessenheit ringen da mit der Unbefriedigtheit von Generationen. Das ist wunderbares Material für einen kommenden Religionsstifter: diese Frauen, die müde sind vom Warten auf Begeisterung. Aber ich denke, wir brechen das Thema ab. Gnädige Frau, bitte, spielen Sie doch noch etwas. Kennen Sie französische Chansons?"

„Ich glaube, so ... deutlich ist es nicht sichtbar, wie Sie es ausdrücken," sagte Renate, die letzten Worte ganz überhörend. „Jeder lebt doch für sich, auf eigene Rechnung. Wir sind doch nicht wie Eisenbahnwagen, die von einer einzigen Maschine gezogen werden."

Darauf antwortete Graumann mit seinem

pustenden Lachen, das er aus Gründen der Schicklichkeit möglichst abzudämpfen suchte. „So sind wir, gerade so sind wir,“ entgegnete er mit nachsichtiger Heiterkeit und etwas verbissenem Wohlwollen. „Deshalb sind die Worte eben überflüssig. Die Maschine arbeitet für uns. Selbst wenn einer mal revolutioniert und das Notsignal zieht, muß er es bitter bezahlen.“

„Also Ihre Anschauung ist, daß die Sinnlichkeit im Mittelpunkt des Lebens steht?“ fragte Wanderer schüchtern und höflich.

„Ja! Ja!“ Graumanns Gesicht zeigte eine parodistische Feierlichkeit.

„Aber Sie sind doch Anarchist?“

„So? So? Woher wissen Sie das, Herr Wanderer? Abgesehen vom Zusammenhang mit unserem Thema, — aber etwas muß man doch sein. Der eine ist Kutscher, der andere Minister. Wenn mir die Regierung einen Hofratsposten anbietet, werde ich Hofrat sein.“

Gequält stand Renate auf, sie hatte die Empfindung, als müsse sie unbemerkt entweichen. Es war peinlich, diesem Mann gegenüberzustehen, dessen Blicke sie ungehindert berührten wie Finger, für den Kleider wie Glas zu sein schienen und dessen Worte noch einen ganz anderen Klang, eine viel drohendere Bedeutung hatten, als obenhin zu bemerken war. Sie setzte sich in einen Lehnstuhl, der seitwärts im Schatten stand.

Peter Graumann erzählte von seinem Leben. Sein Vater sei im Bürgerkampf gefallen. Er selbst sei wahrscheinlich in Australien geboren, er wisse es jedoch nicht mehr genau. Er sei Koch auf einem atlantischen Dampfer gewesen und Heizer in einem Hochofen. Er habe in den californischen Minen ein Vermögen erworben und es in vierzehn Nächten in Paris verpraßt.

Alles das trug durch irgend ein Ungreifbares den Stempel der Wahrheit. Graumann brachte es mit offenbarer Selbstverhöhnung vor, wobei der ganze Rumpf sein Gleichgewicht zu verlieren drohte, vermied Gewagtheiten mit sichtlicher Anstrengung und schloß mit einem frivolen Citat aus Bruants Liedern, das er leise, mit vorgebeugtem Oberkörper trällerte, und wozu er mit den Händen die Guitarre-Begleitung markierte. Irgend etwas befriedigte ihn außerordentlich; das sah Renate an dem halb lüsternen, halb lauernden Lächeln, das nicht von seinem Mund wich. Vielleicht war es die Spannung und Erregtheit Wanderers, dessen Aufmerksamkeit etwas Beängstigendes hatte. Wenn Graumann ihn fixierte, nickte er mechanisch, als wolle er Beifall spenden. Jeder Blick zeugte von einer freiwilligen Unterwerfung. Renate war gereizt, konnte ihn nicht mehr anschauen, fühlte sich bitter verlassen. Sie hatte ihn trotziger geglaubt, unbefangener, unfügsamer, stolzer, fester in seinen Meinungen, skeptischer gegen einen Mann wie diesen, mit Gegengründen bewaffnet, nicht mit jünglinghafter Sympathie sich gefangen gebend.

Ja, sie hätte gewünscht, daß seine Aufmerksamkeit nur erheuchelt sein möchte, daß sie sich als Falle für den Andern enthüllen möchte, die deutlich seine Ueberlegenheit zeigte. Du bist so erfahren, hatte sie ihm gesagt. Doch ihre Enttäuschung dabei war vielleicht nur das Kleid eines Geständnisses: ich bin unerfahren, schütze mich, Wissender. Sie hätte gewünscht, daß Anselm all das geringschätze, was Jener geringschätzig als billige Weisheit der Welt oder lachend als Schicksale eines Abenteurers gab.

Als Peter Graumann ging, nachdem er sich respektvoll, mit gespreizter Galanterie, von Renate verabschiedet hatte, begleitete ihn Wanderer vor das Thor. In der lauen Nacht, deren wolkiger, flaumiger Himmel zitronengelb schimmerte, standen sie eine Weile schweigend. Graumann, die Hände in den Manteltaschen, blickte mißmutig auf den See hinaus und pfiff durch die geschlossenen Zähne. Plötzlich sagte er: „Ich gratuliere Ihnen.“ Und als Wanderer ein verblüfftes Gesicht machte: „Nun, zu diesem Weib. Donnerwetter nochmal!“ Er schnalzte mit der Zunge. Unangenehm berührt, senkte Wanderer den Kopf. Dann fragte Graumann gleichgiltig, mit gänzlich veränderter Stimme, doch mit wissenschaftlichem Ernst: „Können Sie mir fünfzig Franken borgen?“ Wanderer gab ihm errötend fünf Goldstücke, (es waren Mark). „Ich danke Ihnen,“ sagte Graumann pathetisch und nachdrücklich und empfahl sich mit einem freundschaftlichen Händedruck. Seine Hand war dick, feucht und kalt. Wan-

derer blickte ihm nach, wie er schwankend dahin ging im unsicheren Licht, — der Calabreser eine Kuppel und der untersetzte Körper ein Rechteck. Es sah fantastisch aus.

Als Wanderer zurückkam, fand er Renate nicht mehr. Sie war schon ins Schlafzimmer gegangen. Er folgte ihr, trat rasch auf sie zu und wollte sie küssen. Aber sie preßte die Lippen zusammen und schüttelte ernst den Kopf. Sie saß im Hemd da, und die weiche Haut ihres Halses und ihrer Schultern leuchtete durch den matt erhellten Raum. Anselm nahm ihre Hand, setzte sich neben sie und drückte die Lippen auf ihren Nacken. Mit fast frauenhafter Zärtlichkeit umfing er sie und fragte: „Sind wir nicht glücklich, Renate? Bist Du nicht glücklich?“

Sie runzelte leicht die Stirn und blickte zur Seite. Das alles liebte sie nicht an ihm. Er durfte nicht weich sein. Er durfte nicht wehmütig sein, auch nicht in stillster Nacht, wenn der Mond noch so silbern scheinen mochte. Doch, — sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter und schloß die Augen. Sie wollte nicht denken.

So blieben sie, bis die Glocke elf schlug. Dann kniete Wanderer auf den Boden, um ihr die Schuhe auszuziehen. Während er damit beschäftigt war, fragte sie: „Glaubst Du an Gott, Anselm?“

Er schaute überrascht auf und lachte: „Wie kommst Du denn darauf, Renate?“

„Ach, eigentlich habe ich nie ernstlich darüber nachgedacht. Es kommt mir nur alles so verwirrt

vor. Irgend etwas muß doch da sein, so ... über den Zufällen, meinst Du nicht?"

Anselm wußte nichts zu antworten. Er fing an von Graumann zu sprechen, um Renates Urteil zu hören. Aber sie war schläfrig geworden.

Zwei Stunden nachdem alles in tiefster Ruhe lag, läutete es heftig am Hausthor. Wanderer und Winiwaaks Tochter kamen zu gleicher Zeit in den Corridor. Es war ein Eiltelegramm von Anselms Bruder: Sei bis Sonntag in Wien. Anwesenheit dringend notwendig. Dein und mein Vermögen auf dem Spiel.

4.

Als Anselm, von Frost geschüttelt, wieder das Zimmer betrat, glaubte er seine Fassung wenigstens so weit gewonnen zu haben, um Renate die Nachricht für die Dauer der Nacht verheimlichen zu können. Doch Renate hatte die Glocke nur im Halbtraum gehört und schlief schon wieder. Der Ausdruck ihres Gesichtes hatte etwas Kindliches, Friedenerfülltes. Die weiße Stirn, von dunklen Haaren umrahmt, sah aus wie ein Schild gegen Gefahren.

Anselm lag wachend während der ganzen Nacht, schloß die Augen nicht, dachte nur an Eines, von solcher Herzensangst ergriffen, die sein Bett zu einem qualvollen Aufenthalt machte. Nicht *eine* Stimme war es, die in ihm tönte, sondern ein Nachklang von

vielen Stimmen. Vor den Fenstern dehnte sich lichtlos die Landschaft; er stützte die Arme auf das Kissen, und allmählich vermochte er sein Bild im Spiegel zu sehen, weiß und fern. Auf einmal erblickte er noch ein Bild dort und erschrak, daß er glaubte, sein Herz sei in den Hals gestiegen. Renate war aufgewacht und fragte sanft, warum er nicht schlafe. Und jetzt sagte er offen, ganz aus seinem Schrecken heraus: „Renate, könntest Du ertragen, arm zu sein? Arm wie Winiwaak, ja noch ärmer —?"

Renate lachte herzlich, (ein melodisches Lachen) und antwortete: „Du bist komisch. Deshalb wachst Du? Komisch."

„Nein, Renate; sag nicht komisch, sondern denke nach."

„Ja ... was soll ich da sagen! Ich weiß nicht. Ich war noch nie arm." Sie lachte wieder und hauchte einen Kuß auf seine Wange.

„Mein Bruder, — hast Du nicht läuten hören, Renate? Mein Bruder telegraphiert, ich soll bis Sonntag in Wien sein. Unser Vermögen steht auf dem Spiel."

Renate schlug die Hände zusammen, wollte etwas sagen, schwieg aber.

„Jedenfalls hat er spekuliert," fuhr Anselm grübelnd fort. „Na Renate, was sagst Du jetzt?"

Renate schwieg. Sie fühlte eine seltsame Schwere in ihrem Körper. Nach langem, vielleicht viertelstündigem Stillschweigen zwischen Beiden fragte Renate: „Wann reisest Du?"

„Morgen Abend um acht Uhr. Um zehn geht der direkte Zug von Bregenz.“

„Und nimmst mich mit?“

„Nein, Renate, das geht nicht; denk nur —“

„Und willst mich allein hier lassen?“ Renate drängte sich angstvoll flehend an ihn an. Wanderer redete lange, um sie zu überzeugen, daß es nötig sei.

„Ich will nicht hier bleiben,“ flüsterte sie. „Hier ist es schrecklich einsam.“

„Für drei Tage, Renate. Vielleicht ist alles nur blinder Lärm, dann reisen wir. Schlaf jetzt wieder ein, Renate, komm mein Mädchen.“ Er zog sie ganz in seinen Arm, und sie entschlummerte wieder. Eine gewisse Ruhe war über sie gekommen, da er so fest auf seinem Willen bestand. Das andere, „Armsein“, war für sie zwar ein schreckhaftes, aber leeres Wort. Ihre Gedanken wußten nichts damit anzufangen, spielten nur damit.

Endlich dämmerte der Tag für Anselm; er sah zu, wie man das Vorrücken eines Uhrzeigers beobachtet, — erst grau, düstere Farbenflecke im Grauen, dann ein rotes Band, mehr und mehr erglühend, dann strömten prachtvolle Lichtbündel den Himmel hinauf wie sichtbar gewordene Fanfaren-Musik. Ein altes Schauspiel, dachte Anselm, wie um sich zu trösten; denn für ihn lag eine Drohung in der Morgenröte, und er hätte lieber gewünscht, daß es immer Nacht bleiben möge, als diesen Tag zu erblicken.

Er erhob sich, kleidete sich an, ging hinaus und

wanderte am Ufer entlang, von Angelus begleitet, der fröhlich schnuppernd kreuz und quer sprang. Bald kehrte er wieder zurück, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb eine ziemlich ratlose Epistel an den Bruder, worin er die Stunde seiner Ankunft mitteilte, in welcher aber sonst mehr von Liebe als von anderem zu lesen war. Er trug den Brief zur Post, schlenderte dann im Dorf umher, schenkte einem kleinen Burschen ein Markstück, wandte sich wieder zur Villa und erfuhr von Marianne, daß Renate noch immer schlafe. Dann kam die Frühpost, die nur Zeitungen brachte. Anselm ließ seinen Koffer herbeischaffen, packte ein, schließlich aber ward er des Alleinseins müde, schlich an ihr Bett und weckte sie liebkosend auf. Sie lächelte ihn an, etwas beschämt, daß er schon munter war und schlang die Arme um seinen Hals. Ihre Sorglosigkeit vermehrte seine nagende Unruhe.

Nicht anders als sonst vergingen der Vormittag und der Nachmittag. Um fünf Uhr, gegen die Dunkelheit war Anselm reisefertig. Er beauftragte Winiwaak, um acht Uhr mit dem Koffer am Bahnhof zu sein. Er war zu ungeduldig, um mit dem Schiff zu fahren. Auch die spätere Post hatte keinerlei Aufklärung aus Wien gebracht. Renate fand es rücksichtslos, Anselm sah üble Vorzeichen darin, — Verwirrung, Hoffnungslosigkeit; er grübelte schweigend nach, als er mit Renate den Weg nach Konstanz wandelte.

Es war ein warmer Tag, ohne Herbstkälte, ohne Novemberwind. Septemberliche Lüfte gingen, doch

der See hatte starken Wellengang. Am Hafen setzten sie sich auf eine Bank; das schwermütige Schauspiel des vergehenden Tages fesselte sie. Ein wenig elegisch gestimmt, saßen sie Hand in Hand. Das Wasser plätscherte an den Steinwall des Ufers, Boote fuhren über die erregte Fläche, und wenn ein Dampfer kam, klatschte das Wasser hoch hinauf in oft wiederholten Stößen. Da es Renate doch zu kalt wurde, gingen sie in die Stadt, von Straße zu Straße, in spärlicher Unterhaltung, mit dem deutlichen Vorgefühl kommender Ereignisse. Renate hatte sich darein gefunden, allein zu bleiben und suchte einen naiven Trost darin, daß sie täglich Briefe von Anselm empfangen sollte. „Ich liebe es, Briefe zu bekommen," sagte sie. Anselm wunderte sich, wie viel Herzliches und Harmlos-Kindliches hinter dem scheinbar Spröden und Damenhaften ihres Wesens verborgen war. Aber es erschreckte ihn, daß sie nicht begriff, was sich in den nächsten Tagen entscheiden sollte.

Die Stadt kam ihm, beim abendlichen Gange, doppelt freundlich und entzückend vor. Er wurde nicht müde, jedes Gäßchen, jeden Erker, jedes Häuschen schauend zu genießen. Auch Renate entdeckte Manches, was ihr längst vertraut schien. Sie waren weit in Kreuzlingen, als sie von einer Schenke her Musik und eine Singstimme vernahmen. Neugierig näherten sie sich. Die Straße war menschenleer; in einem Garten nebenan stand eine mächtige Ulme. Die niedrigen, schmalen Fenster der Stube waren

verhangen, und sie hörten jetzt nur das Instrument, eine Geige, die eine Art Zwischenspiel zirpte. Dann hob eine Frauenstimme im Alt an zu singen. Es war eine volle Stimme, wohllautend und schwer, ganz hingenommen von dem Gegenstand. Renate senkte den Kopf und hörte deutlich die Worte:

Rosen, zwei Rosen am Strauch
Müssen zu Erde verderben,
Starb mir der Liebste auch,
Kann doch sein Bild nicht sterben.
Rosen, zwei Rosen am Strauch.

Lilien, zwei Lilien am Band,
Frühling und Sommer vergehen,
Glück, das verrinnet im Sand,
Eins nur bleibet bestehen . .
Lilien, zwei Lilien am Band.

5.

Den ersten Abend verbrachte Renate mit Lektüre und Clavierspiel und schon um elf Uhr schlief sie. Doch der nächste Vormittag brachte schon jene leeren Stunden, die durch nichts ausgefüllt werden können, durch keine Erwartung, keine Arbeit, keine Erinnerung, die träg wie Oel hinfließen und allein schon durch ihre Bedeutungslosigkeit die Stimmung verdüstern. Dazu der graue Einerleihimmel und gegen Mittag Schneefall in großen weißen Flocken, — unaufhörlich. Die Flocken nahm der See in sich auf wie ein hungriger Rachen, und die Berge wurden

weiß, das Dorf verschwand in Weiß, nur der Nadelwald blickte finster herab. Renate ging im Zimmer umher. Ich bin eingeschneit, dachte sie fortwährend. Auf der Flurstiege saß Marianne und sang: freut euch des Lebens, immer dieselbe Strophe, mit hellen Tönen und einer gewissen Zuversicht. Renate kamen die Worte wunderlich vor aus solchem Mund. Freilich, Marianne hatte die Rose gepflückt, ehe sie verblüht war, und wie armselig auch das Lämpchen glühen mochte, sie freute sich des Lebens.

So verging der erste Tag, und nicht anders der zweite. Kein Brief. In der dritten Nacht konnte Renate nicht mehr schlafen; als sie sich vom Bett erhob, erschrak sie über ihr Bild im Spiegel. Die Morgenpost brachte nichts. Ruhelos ging Renate treppauf, treppab, von Zimmer zu Zimmer, holte den Hund herbei, als suche sie bei der Kreatur Schutz und Trost, und Angelus vollbrachte das Aeußerste an Zuvorkommenheiten. Es sah aus, als suche er sein zutäppisches Wesen absichtlich zu übertreiben, damit die Herrin belustigt werde; umsonst. Renate aß nicht, trank nicht, stand nur am Fenster gegen das Dorf, um die blaue Uniform des Briefboten auftauchen zu sehen; umsonst. Sie wollte telegraphieren, aber ihre Gedanken begannen, sich krankhaft zu verwirren.

Um vier Uhr wurde es schon dunkel. Winiwaak stelzte herein, machte umständliche Gesten, meldete Herrn Graumann, fügte gleich hinzu, es sei doch Niemand zu Haus und freute sich im Voraus, den

Verhaßten abweisen zu dürfen. Doch Renate dachte nicht daran, klammerte sich an den Besuch, wie an eine letzte Hoffnung. Als Graumann eintrat, schaute sie ihn so erwartungsvoll an, daß jener mit säuerlichem Lächeln den Blick wie eine Intimität quittierte. „Ich hörte, der Herr Gemahl ist verreist," begann er ernst, als ob er einen Vortrag zu halten im Begriff sei. „Da wollte ich nicht versäumen..." Er stockte, zog die Handschuhe aus und blickte unsicher auf seine Stiefelspitzen, da Renates Benehmen ihn stutzig machte.

Mechanisch, wie ein gewesener Soldat bei einem Kommandoruf zusammenzuckt, wurde sich Renate ihrer gesellschaftlichen Verpflichtungen bewußt. Sie setzte sich hin und versuchte zu plaudern, wie sie früher so oft gethan, doch eine andere, ihr fremde Stimme sprach in ihr. Sie hatte an Graumann eine Frage richten wollen, die ihr vordem wichtig erschienen, aber die fremde Stimme schwemmte alles mit hinweg. Plötzlich wurde sie wach; Graumann hatte mitten in die Unterhaltung einige Worte geworfen, salopp und angeblich in gutmütiger Teilnahme, und die Worte hatten auf Anselm Bezug. Er sagte: „Ich hätte nie für möglich gehalten, daß Sie einen Mann wie Wanderer lieben könnten."

Renate erhob den Kopf und blickte Graumann durchdringend an. Er suchte ihrem Blick zu entschlüpfen, zog den Mund breit, wobei die Unterlippe ganz unter den Zähnen verschwand und fuhr fort, anfangs ein wenig stotternd: „Ich will damit nichts

gegen ihn gesagt haben. Im Gegenteil, ich halte ihn für einen vortrefflichen Charakter. Aber, großer Gott, — genügt Ihnen das? Fordern Sie nicht einen Mann? Oder fordern Sie ein schwammiges Etwas von bürgerlichem Durchschnitt? Sie empfinden das selbst, aber Sie sind zu stolz, es sich einzugestehen. Sie kennen ihn genau. Er wird stets aus Schwäche das thun, was er um keinen Preis thun darf. Ein vortrefflicher Typus unserer jungen Leute: farblos, leblos, rückgratlos, ohne Faust, ohne Fähigkeit zu genießen, ohne Talent, Werte zu schätzen. Wenn ihm eine Katze stirbt, wird er sich grämen, nicht aus Liebe zu dem Tier, sondern aus Sentimentalität. Jeder neue Weg wird ihn in Bestürzung versetzen, jeder wirkliche Mensch wird ihn erschrecken. Ich weiß wohl, was ich jetzt thue. Mögen Sie es immerhin einem moralischen Defekt in mir zuschreiben, nennen Sie es getrost gemein. In solchen Dingen bin ich Anarchist, in andern schwerlich. Sie sehen ja, ich bin eine zerknitterte Existenz. Verurteilen Sie mich nur."

Renate erhob sich und sagte kalt: „Sie haben sich ja meine Antwort schon selbst gegeben. Ich verstehe auch gar nicht, was Sie wollen. Wenn Sie auch in den Sachen Anarchist sind, hier brauchen Sie keine Bomben werfen."

„Nein! nein! Sie mißverstehen mich!" rief Graumann mit einer Verzweiflung, die komisch war. „Mich entsetzte nur der Gedanke, daß Sie an einen solchen Mann geschmiedet sein sollen, lebenslang!"

„Geschmiedet," machte Renate verächtlich. „Ich bin nicht geschmiedet, und er ist es nicht. Jeder ist frei. Wir waren bei keinem Amt, in keiner Kirche."

Renate! schien eine warnende Stimme zu rufen. Aber trotzig wandte sie sich und lehnte die Stirn an die kühle Fensterscheibe. Sie bemerkte nicht Peter Graumanns maßlose Verblüffung. Sein Wesen verwandelte sich in einem Nu sonderbar, als ob Fesseln von seinen Gliedern genommen würden. Er stand auf und durchschritt, die Hände auf dem Rücken, das Zimmer. Ueber seinen Zügen lag ein professoraler Ernst, der bisweilen durch ein huschendes Grinsen verscheucht wurde. Plötzlich blieb er neben Renate stehen, nahm väterlich ihre Hand und sagte: „Armes Kind!" Er ließ die Hand wieder los und stierte das junge Mädchen mit mühsam beherrschter Lüsternheit an.

Renate war es, als ob sie versinken sollte. Die Arme schienen ihr bleiern und die Luft ringsumher schlaff. In den glitzernden braunen Augen ihres Gegenüber las sie alles wie beim Schein eines Blitzes: unverhohlene Freude, eine berauschte Gier, den Triumph: er hat Dich verlassen, und die Sicherheit: Du wirst mir gehören. Sie hatte geglaubt, mit ihrer Antwort könne sie alles, was von Bewunderung und Rücksicht in irgend einem Mann der Welt verborgen sei, wachrufen. Darum traf sie dies jetzt schwer. Intensiver, unabweisbarer, untrüglicher als bisher hatte sie das Gefühl, als ob Unreines herankomme.

Da es zu dämmern begann, holte sie (alles mit eingelernten Bewegungen) eine kleine Stehlampe vom Ecktisch, um sie anzuzünden. Sie wagte nicht, die Gasflammen am Luster in Brand zu setzen. Krankhaftes, ja fieberisches Schamgefühl redete ihr ein, die Bewegung mit dem Arm in die Höhe könne sie in den Augen jenes Menschen entkleiden. Als die Lampe brannte, ließ sie an den Fenstern die Roll-Läden herab, und das knatternde Geräusch beruhigte sie ein wenig. Sie schaute in den Garten hinab, ob Winiwaak nicht da sei; sie hätte ihn gerufen. Aber hoch und einsam lag der bläulich schimmernde Schnee vor ihren Augen. Sie suchte sich vorzustellen, daß sie allein sei, doch wie im Rad rollten ihre Gedanken um die Gestalt, die ruhig wie aus Stein am Spiegel stand und jede ihrer Gesten auf das Aufmerksamste verfolgte. Als das Fenster geschlossen war, faßte sie den Vorsatz, das Zimmer zu verlassen, und sie nahm die Lampe, die auf dem Flügel stand. Da fühlte sie mehr, als sie es hörte, daß Graumann sich hinter ihr näherte. Ein Entsetzen, von dem sie glaubte, daß es ihr das Herz zerreißen müßte, überfiel sie. Mit unheimlicher Raschheit drehte sie sich um, und die Lampe in ihrer Hand warf einen flammenden Schein auf Peter Graumanns Gesicht. Er lächelte. Nie vergaß sie das einladende und zuversichtliche Lächeln. Er erhob den Arm nach ihr, und sie ließ die Lampe zu Boden fallen, ohne einen Laut von sich zu geben. In demselben Augenblick stand das Zimmer im Feuer.

Trotzdem sie bewußtlos lag, glaubte sie doch scharf zu hören, was vorging: die schreienden Leute, die herbeigestürzt kamen; wie man sie selbst hinaustrug, als die Flammen schon ihrem Körper nahe krochen; ja sogar Graumanns kühle und weltmännische Erklärung des Vorfalls. Dann verdunkelte sich ihr Bewußtsein völlig.

Als sie erwachte, saßen Marianne und der Konstanzer Arzt an ihrem Bett. Der Doktor, ein witziger Alter, war sehr bemüht um sie und freute sich seines Erfolgs. Ihre erste Frage war, ob ein Brief gekommen sei, und die Antwort lautete bejahend.

Neuntes Kapitel

1.

Liebste Renate, die Erlebnisse der letzten Tage haben es wirklich vermocht, daß ich nicht einmal die Kraft fand, Dir zu schreiben. Auch jetzt thue ich es nur halb, denn was ich Dir sagen muß, ist das Schlimmste. Ich kam hier an, fuhr nach dem Rennweg in die Wohnung meines Bruders, traf die allergrößte Verwirrung, ratlose Gesichter, Gerichtsleute, den Arzt. Meine bösen Ahnungen sind bestätigt. Mein Bruder hatte sich in der Nacht erschossen. Wozu soll ich Dir den Eindruck schildern, den das auf mich machte. Ich kann es nicht. Ich weiß auch nicht, was jetzt werden soll. Wir sind arm. Renate, ich bin arm. Ich bin von heute an bettelarm. Mein Bruder hat sein und mein Vermögen in einem höchst zweifelhaften Unternehmen angelegt, und jetzt ist alles hin. Ich glaube nicht, daß ich nach den allgemeinen Abrechnungen mehr als tausend Gulden übrig haben werde. Das Haus in Wien, das Grundstück bei Goisern, die Villa am Bodensee, alles ist hin. Mein Bruder hatte sich noch tiefer verpflichtet, als mit barem Geld.

Was soll nun werden? Ich habe keine Verwandten und eigentlich auch keine Freunde, stehe völlig allein, vor bitterer Armut. Du weißt nicht, was das heißt, Renate. Auch ich wußte es nicht, aber die Zukunft wird mir nichts von dem ersparen, was viele Millionen schweigend dulden müssen. Aber Du! Du Renate! Mein Verstand steht mir still. Wirst Du so stark sein, kannst Du so stark sein, es zu ertragen, Vielgeliebte? Jetzt noch viel mehr als sonst Geliebte? Zitterst Du nicht vor Entbehrungen? Wirst Du nicht bedauern? Wirst Du so viel Vertrauen in Dir finden, um an meiner Seite auszuharren, bis ich mir ein neues, festes Haus gebaut habe? Solche Gedanken zermartern mich Tag und Nacht. Ich wäre stolz, Dir zu zeigen, was meine Arme für Dich vermögen, aber wirst Du so standhaft sein, mir zu helfen, dadurch, daß Du an mich glaubst?

Was jetzt geschehen muß, ist folgendes. Ich reise heute noch ab, und zwar nach München. Dort habe ich noch die meisten Aussichten, — einige Verbindungen, die mir meine chemischen Kenntnisse und Beschäftigungen gebracht haben. Auch Du sollst abreisen, und wenn Du Furcht hast, allein zu fahren, hole ich Dich. Schreibe sofort an meine Münchener Adresse. Ich kann es mir denken, mit welchen Gefühlen Du diese Stadt wieder betreten wirst, aber gieb Dich nicht dem Ausmalen des Verhaßten hin, Geliebte. Wir bleiben höchstens acht Tage, dann geh ich nach Berlin. Du wirst verborgen bleiben,

Niemand wird ahnen, wo Du bist. Deine Eltern sind ja schon fortgezogen. Ich kann Dich nicht länger entbehren. Die wenigen Tage waren ein nagender Hunger nach Dir. Schreibe mir, was Du denkst, verheimliche mir nichts von Deinen leisesten Gedanken, und glaube mir, daß ich durch die weite Ferne jeden Schatten gewahren kann, der über Dein teures Gesicht huscht. Ich hätte nie geglaubt, daß eine Leidenschaft mein ganzes Wesen so unterwühlen könne. Dein Anselm.

Lieber Anselm, es hat gebrannt bei uns. Die Politur am Flügel ist teilweise kaput, die blaugestickte Decke und ein Vorhang sind verkohlt, sonst ist nichts geschehen. Sei nicht bös, aber ich war ungeschickt mit der Lampe. Lieber Anselm, ich begreife nicht, daß Du so viele Worte machst. Es ist ja selbstverständlich, daß ich thue, was Du verlangst. Ich fahre nach München, hier ist es ohnehin zu einsam. Hier könnte ich nicht bleiben. Man muß doch auch Menschen sehn. Vor den Leuten hier habe ich Furcht. Wenn wir nur wenige Tage in München bleiben, liegt ja nichts daran. Es liegt auch nichts daran, was die Leute reden. Ach, Anselm, sei doch nicht so zaghaft über Deine Armut. Du wirst schon Geld verdienen, mehr als wir brauchen. Du bist ja geschickt und klug. Es hat mich ergriffen, daß Dein Bruder sich das Leben genommen hat. So was in der Nähe ist immer schauerlich, bei Fremden hört man darüber hin. Ich glaube, ich würde nie dazu

fähig sein. Ich habe das Leben viel zu lieb. Wie Dir zu Mut ist, kann ich mir denken. Ach, manchmal ist auch mir vor der Zukunft bang, aber nicht, weil wir jetzt arm sind. Ich kann es Dir nicht so ausdrücken, auf dem Papier schon gar nicht. Morgen reise ich noch nicht, weil ich Zeit haben muß, zu packen, und weil Freitag ist. Also Samstag mit dem Zwei-Uhr-Zug. Wenn wir nur schon beisammen wären. Ich hatte fast Angst, weil so lange kein Brief kam. Herzlich küßt Dich Deine Renate. Angelus nehme ich mit.

2.

Mit leichtem Herzen hatte Renate Abschied genommen von See und Wald, von der Villa und von Constanz, der Stadt. Als einzige Erinnerung lag Angelus zu ihren Füßen, blickte sie mit seinen braunen Augen forschend an und gab sich dann dem behaglichen Schlummer hin, der durch das eintönige Räderrollen begünstigt wurde. Doch wuchs in Renate von Stunde zu Stunde die Furcht vor der Stadt. Sie gestand sich, daß ihre Unbefangenheit und Wahrhaftigkeit bei den Erlebnissen der vergangenen Wochen sogleich zur Waffe gegen sie selbst geworden war. Sie begriff nicht, daß sie den Entschluß hatte fassen können, dorthin zu gehen, wo scheelsüchtige Augen jeden ihrer Schritte bewachen, jeden Winkel der Vergangenheit ausspähen würden. Und doch hatte ein edler Trotz und das Gefühl ihres

Rechts sie gedrängt, jenen ins Gesicht zu sehen, die sie bisher als ihre Feinde im Dunkeln betrachten mußte. Sie glaubte, ein herzliches, ehrliches Wort müsse jede Feindschaft ersticken, heimliche und offene Feindseligkeiten vernichten. Sie sehnte sich darnach, durch persönliche Mühe jene Sympathien zurückzugewinnen, die sie nur deshalb verloren glaubte, weil die Freunde den Beweggrund ihrer Handlungsweise mißverstanden. Und sie hatte sich nur schwer entschlossen, in eine fremde Stadt zu gehen, als sie anfing, den Verkehr mit der Gesellschaft zu vermissen, die ihr auf einmal in einem schönen, milden Licht erschien. Sie hatte das Gefühl gehabt, als gebe sie Unentbehrliches mutwillig verloren.

Sie wußte nichts von Welt und Menschen.

Um sieben Uhr abends donnerte der Zug in die Halle des Zentralbahnhofs. Anselm wartete, führte Renate zum Wagen und suchte die leidenschaftliche Begrüßung des Hundes Angelus möglichst zu dämpfen. Als Renate, ermüdet und zugleich erregt im Einspänner saß, der holpernd, mit klirrenden Fensterscheiben über das Pflaster fuhr, empfand sie ein zielloses Grauen vor der Wandlung der Verhältnisse, die sie unter dem Wort Armut begriff. Sie blickte Anselm an; er war blaß und abgespannt und beobachtete mit krankhafter Aufmerksamkeit jeden Zug in Renates Gesicht. Weiß von Schnee lagen alle Straßen, taghell beleuchtet durch die Bogenlampen. Beide saßen stumm im engen Wagen. Sie hatten sich nacheinander gesehnt, der eine aus Liebe,

die andere aus Verlassenheit und wußten jetzt nichts zu reden.

In Anselms Wohnung fanden sie warme Zimmer und den Tisch gedeckt zum Abendbrot. „Ich habe mit der Hausfrau die Vereinbarung getroffen, daß ich zwei von den Zimmern behalte,“ sagte Wanderer. „Die Möbel der übrigen Räume kauft sie mir ab und vermietet alles.“ Er setzte sich neben Renate auf den Divan, umarmte sie heftig, zog ihren Kopf an seine Schulter. Nach einiger Zeit fühlte sie bang, daß sein Körper wie von Stößen erschüttert wurde, und sie hörte ihn weinen. In lähmendem Entsetzen wagte sie sich nicht zu rühren, wagte nicht aufzuschauen. Sie hatte nie einen Mann weinen sehen. Doch bald überwand sie ihre Scheu, strich mit den Händen zärtlich und mitleidig über seine Wangen. In ihrem tiefsten Jammer grollte sie ihm. Noch spät in der Nacht vor dem Einschlafen dachte sie grübelnd: er hätte doch nicht weinen sollen.

Sie hörte ihn lange draußen auf- und niedergehen, und sie fand keinen Schlaf. Obwohl es stille war, glaubte sie einen Strom unterirdischer Geräusche an ihr Ohr fließen zu hören. Das war die Stadt. Das war der Atem der Stadt, das Pochen ihres Blutes, die dumpfen Traumlaute, die sie im Schlaf ausstieß. Anders nahm sich hier der Nachthimmel aus, förmlich sorgenvoller; schneller schienen die Wolken zu fliegen, und das Sausen des Schneewindes hatte etwas Klagendes. Renate war froh, daß es Nacht war, und daß sie warm im Bett lag.

Sie stellte sich vor, daß sie auf ödem Feld sei; durch die Kälte über den Schnee müsse sie allein einem Haus zueilen, das noch unermeßlich weit entfernt war. Darüber schlief sie ein, gewahrte nicht mehr, daß Anselm mit dem Licht in der Hand an ihr Bett trat, um sie zu betrachten, als könne er auf ihrer friedlichen Stirn Zukünftiges lesen.

Am andern Morgen beim Frühstück fragte Renate heiter: „Also wie viel Geld haben wir denn, Anselm?"

Er schüttelte den Kopf und antwortete: „Es ist besser, Du fragst nicht. Wir müssen ja nicht hungern, Renate."

Renate lachte, aber das Wort hungern, wie er es aussprach, hatte einen neuen, nie gehörten Klang für sie bekommen. Anselm ging in die Stadt und verabschiedete sich mit einer Miene, als gälte es, große Entschlüsse auszuführen. .Als er zurückkam, sagte er finster, daß er einige Bekannte getroffen habe und alle wüßten es schon: Renate Fuchs sei wieder hier. „Es ist ganz rätselhaft," meinte er naiv. „Als ob man in ein Spionen-Nest geraten wäre." Am Nachmittag ging Renate fort, und er schrieb, — stundenlang. Erst beim Anbruch der Dunkelheit kam sie wieder nach Haus, und sie schien ihm äußerlich verändert. Als er sie aufmerksam ansah, bemerkte er, daß sie eine neue, pelzverbrämte Winter-Jacke trug. „Na, wie gefall ich Dir?" rief sie triumphierend, mit glänzenden Augen. „Es war aber auch dringend notwendig."

„Wie viel kostet die Jacke?“ fragte Anselm beklommen.

„O riesig billig. Achtzig Mark nur. Es ist ein Gelegenheitskauf.“

„Hast Du denn noch Geld gehabt, Renate?“

„Mein letztes. Schön ist die Jacke, nicht wahr? Steht mir gut?“ Sie war wie ein Kind. Er wagte kein Wort des Vorwurfs, sondern stützte schweigend den Kopf in die Hand. Renate ahnte sofort, was ihn bewegte. Sie wußte nichts mehr zu sagen, blickte nur hilflos vor sich hin. Wir sind ja arm, dachte sie und zog die Brauen zusammen, als suche sie den Sinn dieser Worte zu durchdringen. Sie beugte sich zu Anselm herab, strich sinnend mit der Hand über sein Haar und blätterte in dem Manuskript herum, das vor ihm lag. Es führte den Titel: Ueber die Albuminate oder Eiweißkörper.

„Was machst Du denn da, Anselm?“

„Ich arbeite.“

„Wirst Du viel dafür bekommen?“

„Ich weiß nicht, Liebste.“

„Mehr als hundert Mark?“

„Kaum den vierten Teil, Renate. Kaum die Aermel Deiner Jacke könnte man damit zahlen.“

Renate zog die Jacke aus und setzte sich schweigend in einen Winkel. Warum solche Umwege? dachte sie bitter. Bald darauf rüstete sich Anselm zum Ausgehen. Er sagte, er habe eine Zusammenkunft mit Stieve, einem Journalisten. Unruhig gemacht durch ihr Schweigen, trat er dicht vor sie hin.

Sie versuchte seinen Blick zu erwidern, aber es war, als fänden seine Augen keinen Halt. In diesen wenigen Sekunden spürte Wanderer, indem sich sein Gesicht leidend verzerrte, die Liebe, als ob ihn eine unsichtbare Riesenhand in einen gluterhitzten Raum gesteckt hätte. Gänzlich betäubt davon, und weil er glaubte, reden zu müssen, fragte er halb scherzhaft, halb in jünglinghafter Thorheit: „Bist Du mir auch treu gewesen, Renate, während ich in Wien war?"

Renate zuckte zusammen, als hätte man ihr mit einem Schlag gedroht. Sie hatte eine Vorstellung, wie wenn Jemand in einem hellerleuchteten Raum alle Lichter verlöscht hätte. In der That war es einige Zeit ganz finster um sie. „Das ist ja kindisch," flüsterte sie, stand auf und wollte in das andre Zimmer gehen. Aber Wanderer ergriff sie mit fast brutaler Heftigkeit, und sie fiel ihm beinah in die Arme. Hilflos, willenlos lag ihr Kopf an seiner Schulter. Sein Hut fiel auf die Erde, und er küßte sie, wie ein Verhungerter sich auf Nahrung stürzt. Renate erwiderte seine Küsse nicht. Sie preßte die Lippen zusammen und glaubte sich selbst von außen zu sehn, wie sie immer blasser wurde. Er hat mich genommen, als ob ich sein Gegenstand sei, dachte sie.

3.

Es schneite nicht mehr. Feierlich still, wie mit aufgespanntem Linnen bedeckt, lagen die Straßen,

durch die Wanderer mit der Zufriedenheit eines satten Menschen stampfte. Er nahm eine Hand voll Schnee und näßte seine Schläfen, die ihn brannten. Dann summte er ein Lied, nach dessen Rhythmus er seinen Schritt regelte, blickte nach den Sternen, deren Geglitzer den Himmel lebendig machte und prophezeite sich gutes Wetter. Einen der Sterne, er glaubte, daß es Jupiter sei, ernannte er mit einer Art Feldherrngefühl zum Stern seines Schicksals. Grünfunkelnd wie ein Smaragd lohte der zwischen den zwei Türmen der Ludwigskirche, als sei er das Führerlicht über einem Himmelsthor.

Also gutgelaunt kam Wanderer, — ein Mensch, der seiner Angelegenheiten sicher ist, — in die kleine Malerkneipe, die ihm Stieve als Stelldichein bestimmt hatte. Uebeldunstig schwälte der Tabaksrauch gleich Nebelfäden oder dünnem Sammt umher, und ein paar junge Akademiker verübten mit Kartenspielen einen Lärm, der sie als Herren dieser etwas verschmierten Oertlichkeit kennzeichnete. Stieve saß in eine Ecke gedrückt, die langen Beine schläfrig ausgestreckt, vergraben in den Rauch seiner Cigarre, aus dem er alsbald seinen dünnen, eiförmigen Kopf herausstreckte, daß im Qualm etwas wie ein Fenster entstand. Mit seiner verschüchterten Höflichkeit und dem resignierten und ängstlichen Lächeln reichte er Wanderer die dürren Finger, die dieser nur vorsichtig drückte, als könnten sie zerbrechen.

Stieve sprach zuerst ziemlich einleuchtend über die Notwendigkeit eines Witterungswechsels, über die

schlechte Luft im Lokal, schwieg aber bald und begab sich wieder in sein Rauchzelt. Wanderer überreichte ihm sein Manuskript, denn Stieve wollte die populäre Abhandlung in einer Zeitschrift unterbringen, mit der er in Beziehung stand. Stieve nahm es an sich, nickte mehrmals dankend mit dem Kopf und fragte Wanderer scheinbar gleichgiltig, ob er Piquet spiele.

Sie spielten und Stieve verlor. Verlor immerzu, wurde nervös, mischte die Karten mit zitternden Fingern, lächelte bisweilen grundlos liebenswürdig, was seinem Gesicht etwas Gramvolles gab. Endlich entschuldigte sich Wanderer, er müsse der vorgerückten Stunde halber aufhören. Stieve nahm die Tafel, rechnete mit vertieftem Eifer an den Ziffern herum, addierte, zog Striche, und ließ schließlich mit einem bestätigenden Hm den Griffel fallen. Dann grub er eine kleine Lederbörse aus der Tasche, die zerrissen war und aussah, wie die schmutzigen Lappen auf einem Harlekinskleid. Er wühlte mit den Fingern in den Fächern, in denen ein paar Nickelmünzen klimperten, blickte sinnend in sein Glas, tastete an seine Rockbrust und entschuldigte sich dann mit bedauerndem Ernst, daß er ‚sein‘ Geld vergessen habe. Wanderer beruhigte ihn und fragte, ob er ihm dienen könne. Stieve schlug es nicht aus: er drückte zwei Finger an die Stirn und bejahte. Doch bat er, Wanderer möge ihn morgen erinnern, sonst könne man das leicht vergessen. Er schüttelte in unbestimmten Zweifeln den Kopf und drehte mit den Händen

die Schnurrbartspitzen auseinander. In seinen Bewegungen war etwas Verzweifeltes, wie bei einem eingekerkerten Vogel.

Sie traten zusammen auf die Straße; es hatte wieder in dünnen Flöckchen zu schneien begonnen. Durch das Siegesthor fuhr ein Milchwagen, und die kleine Laterne unter der Deichsel glühte rot auf dem Schnee. „Also Sie haben sich entschlossen mit journalistischer Thätigkeit Ihr Brod zu verdienen?" fragte Stieve etwas hochtrabend, indem er fröstelnd seinen nicht allzu dichten Mantel schloß. Und ironisch fügte er hinzu: „Papier genug giebt es ja dazu." Er stelzte mit seinen langen, wankenden Schritten unhörbar über den Schnee, seinem Schatten nach, den Kopf gesenkt, die Hände tief in die Manteltaschen vergraben.

„Haben Sie denn so schlechte Erfahrungen dabei gemacht?" fragte Wanderer, der mit seinen Gedanken schon zu Hause war.

„Erfahrungen! Mein Leben hab ich verpfuscht damit. Ich kann es ruhig aussprechen: verpfuscht, verpfuscht, die ganze Geschichte. Geist haben, ist ja eine ganz schöne Sache. Aber man soll Geist haben, wie man etwa ein hübsches Gesicht hat. Es thut nichts dazu im Leben. Es fehlt vielleicht, wenn es nicht da ist, aber es thut nichts dazu. Wenn man Geist haben soll, um damit sein Brod zu verdienen, das ist bitter. Wenn man sich jeden Morgen hinsetzen soll um Geist zu fabrizieren, seitenweise, bogenweise, das ist bitter. Ja, ich habe wohl Erfahrungen

darin und kann sie Ihnen aus ganzer Seele empfehlen."

„Sie sehen doch vielleicht zu schwarz", meinte Wanderer befangen.

„Erlauben Sie, das ist eine Phrase, ich sehe gar nicht, ich ziehe eine Bilanz, ganz kaufmännisch. Ja, mit der neuen Freude an Dingen und am Leben sich hingeben und sie schildern ist ja ganz nett. Ist schön, wenn man den Drang dazu hat. Aber bei dem Gewerbe vergeht Ihnen das. Ihr innerstes Wesen in einem Feuilleton über den Palmsonntag oder über den Weihnachts-Abend auszuschütten, darum ist Ihnen doch leid. So greift man zu Redensarten, von denen Sie angeekelt werden. Hundertfach angeekelt, wenn dann Ihre guten Bekannten kommen und das „herrliche Stimmungsbild" loben. Zuerst finden Sie es merkwürdig, daß die guten Leute auf den Leim gegangen sind. Dann wird Ihnen klar, daß es allen höchst gleichgiltig ist, oder daß man Sie belogen hat. So werden auch Sie gleichgiltig und verlogen. Die Wahrheit in der Welt ist nur für die, die sie selber fühlen. Sagen läßt sich da nichts. Und vergessen Sie nicht, der Palmsonntag und der Weihnachtsabend kehren wieder, kommen unerbittlich wieder, jedes Jahr. Und jedes Jahr gehts weiter bergab. Sie sitzen im Theater, stumpf und skeptisch, denn Sie sehen alle Rückseiten. Kein Schauspieler kann Sie mehr ergreifen, denn Sie kennen ja diesen intriguanten Liebhaber, der so ehrlich feurig thut, kennen den dummen Raisonneur und

den eitlen Laffen von Heldenvater; kennen die Mätzchen der Heroine und die Gefühlstöne der Naiven so genau wie Ihren Kleiderschrank. Und spielt man noch so schändlich, noch so elende Stücke, Sie müssen schweigen; schweigen müssen Sie, wenn Sie auch vor Zorn krepieren, denn der Chefredakteur hat ein Verhältnis mit der Dingsda, oder der Direktor hat ein Stück von ihrem Freund angenommen, oder der Tenor ist der Bräutigam des Fräulein Soundso, deren Vater den Herausgeber des Blattes mit Geldmitteln unterstützt. Die Unbekannten und Mißliebigen darf Ihre Feder zerkratzen, und Mancher ist dabei verblutet. O, ich kenne das. Von Patriotismus und den andern schönen Sachen gar nicht zu reden. Sie kommen in eine Versammlung und der schreiende Schafskopf am Rednerpult muß gepriesen werden. Alle Idioten, die sich dort um Hekuba erhitzen, müssen gepriesen werden. Jeder Commerzienrat muß gepriesen werden. Und der kleine Beamte mit dem Jubiläum und der treue Dienstbote und das Invalidenheim und der Männergesangverein und der Kretinismus in litterarischen Vereinen, alles muß gepriesen werden, oder doch „ernsthaft gewürdigt". Dabei werden Sie entlohnt wie ein Holzhacker und haben das Vergnügen, durch das ganze Netz von Intriguen, Bosheiten, Eitelkeiten, Impotenz, Brutalität, Willkür und Dummheit zu schauen. Anfangs erstarrt Ihnen das Herz dabei; denn sonst haben Sie keins. Dann aber werden Sie blöde. Sehen zu, wie die Schwindler

sich hinaufschwindeln und die Ehrlichen untenbleiben, sich schinden, zehn Pfennig per Zeile und abends mit schmierigen Karten spielen, wie ich. Die ganze Welt erscheint Ihnen nur noch wie ein großes Papierlager, und der Himmel ist schwarz von Druckerschwärze. Jeden Morgen finden Sie denselben Stoß Zeitungen auf Ihrem Bureautisch, angefüllt mit den hunderttausend Nichtigkeiten, die von allen Philistern mit derselben gierigen Gleichgiltigkeit verschlungen werden wie einen Morgen zuvor. Da sehen Sie auch alles Elend und alle berechnete Gaukelei aufgestapelt wie hinter einem durchsichtigen Schleier. Unmöglich zu begreifen, daß es immer so weiter gehen soll, die eintönige Begeisterung um nichts, die Anpreisungen und wahnsinnigen Reklamen. O anfangs! Anfangs hab' ich auch meine Ideale gehabt, und vielleicht auch meine Talente. Jetzt ist es aus. Der Karren ist im allgemeinen Dreck stecken geblieben. Ekel, Ekel, das allein bleibt übrig, Ekel und Gleichgiltigkeit, glauben Sie mir. Sie waren einmal so gütig mit jener Banknote, darum sag ich's Ihnen. Das Geld damals war wie Wasser auf glühendes Eisen. Mir kann keiner helfen, außer er nimmt mir die fünfzehn Jahre wieder weg, die ich bei dem Mörderberuf zugebracht habe. Nichts bedeutet mir noch was, Kunst, Poesie, Liebe, Freundschaft, nichts. Mir ekelt blos. Und auch das nicht immer.

Stieve schwieg. Wanderer antwortete nicht, wußte nichts zu antworten. Kein Mensch war den beiden begegnet, trotzdem es eben erst zwölf Uhr

schlug, — von allen Türmen aller Kirchen, fern und nah, in dumpfen und hellen Schlägen, in verweilenden und hastigen, leichtsinnigen. Jeder konnte da wählen, wie er gemahnt werden wollte, der Gedankenvolle wie der Eilfertige. Dazu bellten ein paar Hunde in den Höfen der Veterinärschule, und von jenseits des Parkes war der stumpfsinnige Chorgesang betrunkener Zecher durch die klare Winterluft zu hören.

„Eine gemütliche Stadt," sagte Stieve. „Hier kann einer unter strengster Diskretion zu Grund gehn."

„Ja ja," machte Wanderer seufzend, der sich diesem verzweifelten Sarkasmus gegenüber wortlos fühlte. Sein Schweigen sollte zartsinnig und teilnahmsvoll erscheinen, doch im Innern waren ihm diese Eröffnungen ein wenig peinlich. Der Unverwundete kann nicht Wunden bluten sehen. Eine fremde Seele, die sich in Krämpfen wand, wie fern! Stieve schüttelte Wanderer freundschaftlich die Hand und verschwand im Dunkel. Er mochte glauben, seine Geständnisse hätten ihm Wanderer nahe gerückt. Und doch wußte auch er, daß man nur seinen sorglosen Freunden ein wahrer Freund ist.

Leise schloß Wanderer die Thüren der Wohnung auf, machte Licht und schlich an Renates Bett. Er beugte sich nieder und hauchte einen Kuß auf ihre Stirn, fast ohne die Haut zu berühren. Er bemerkte nicht, daß sie sich nur schlafend stellte.

4.

Frau Corvinus, die Vermieterin, war zu Renate gekommen, als sie allein war, — eine junge Frau mit einem bereitwillig lächelnden Gesicht, das kokottenhaft hübsch war. Sie hatte einen vorsichtigen Gang, und ihre Art zu reden, war nicht minder vorsichtig. Sie suchte sich stets möglichst liebreich auszudrücken, und Renate faßte daher Mißtrauen gegen sie. Doch hatte sie die Manieren einer Dame und die Klugheit jener Frauen, die mehr listig als leidenschaftlich gekämpft haben. Sie erzählte Renate mit freundlicher Unermüdlichkeit Ehegeschichten und Jungemänner-Geschichten, war sehr boshaft, und verstand es geschickt, sich selbst außerhalb des Erzählten zu setzen. Sie lobte Wanderer mit überschwänglichen Worten, und Renates Mißtrauen wuchs. Ungebeten erzählte Frau Corvinus von seiner früheren Lebensweise, — so viel sie eben davon wußte. Lachend gestand sie, daß ihr manche seiner Briefe kein Geheimnis geblieben waren, denn er sei rührend vertrauensselig. Renate stellte sich heiter und amüsiert. Dann erzählte die gut gelaunte Dame von einem Mädchen, das ihr ausnehmend gefallen habe, und das eine Nacht hier gewesen sei, zwei Tage vor seiner Abreise. „Zwei Tage?" murmelte Renate, die ein Gefühl hatte, als sei die Luft um sie her unsäglich dünn geworden. — „Es können auch drei sein, sogar vier. Sie werden sich doch nichts

daraus machen? Dann schweig ich lieber. Sehen Sie, ich habe längst aufgehört, Männer und Männerart ernst zu nehmen. Also, es war eine Blasse, ich sehe sie noch deutlich vor mir. Ich brachte das Frühstück und sie versteckte sich hinter dem Vorhang. Herr Wanderer lachte und führte sie wieder an den Tisch, und ich sah, wie verweinte Augen sie hatte, und er nannte sie immer Elwine und neckte sie und machte sich lustig."

So schwatzte Frau Corvinus weiter mit ihrem norddeutschen Accent, — man soll nur keinem Manne trauen, das Seil straff ziehen, die Zügel nicht aus der Hand geben. Renate dachte nur über den Namen nach, den sie gehört hatte, heftete die Laute einzeln zusammen, sah die Buchstaben an der Decke stehen, über dem Lampenschirm, in der Finsternis vor den Fenstern als leuchtende Würmer, und jeder zeigte ein fratzenhaftes Gesicht und Frauenhaare hingen wie Flammen herab.

Auf dem Korridor rief eine gezierte Stimme: „Clotilde!" und Frau Corvinus erhob sich und sagte mit spöttischem Augenzwinkern: „Das ist mein Gatte." Angelus, der sich sein Lager neber der Thür eingerichtet, knurrte, denn es machte ihm wenig Vergnügen, Pförtner für solch zweifelhafte Persönlichkeiten zu sein. Mit ihm war ein seltener Menschenkenner geboren worden.

Renate ging zu Bett, löschte das Licht, und die sechs Lettern begannen einen Fackeltanz zu vollführen. Und doch, Renate freute sich, morgen früh,

in der frischen Winterkälte ausgehen zu können, die neue, pelzverbrämte Jacke angezogen, an die sie auf einmal mit einer gewissen Zärtlichkeit dachte. Als Wanderer kam und ihr ins Gesicht leuchtete, flatterten ihre Gedanken wie aufgescheuchte kleine Vögel umher. Aber die Augen wollte sie nicht öffnen. War er es denn? Konnte es nicht ebensowohl ein Fremder sein? Anselm, ein fremder Name; Wanderer, ein fremder Klang. Sie wußte, daß er dastand und lächelte, als ob er sagen wollte: Arme Renate! aber ich muß Dich lieben. Nun würde er sie küssen. Sein Atem, der nach Cigarren roch, würde sie streifen. Dann kleidete er sich aus mit der zufriedenen Gemächlichkeit, die sie kannte, als ob nun die Angelegenheiten der ganzen Erde für jene Stunden schlafen müßten, wo Anselm Wanderer schlief. Er löschte das Licht, klopfte behaglich die Bettdecke, — das erbitterte sie, — seufzte ein wenig, und bald war es wieder still wie zuvor. Der Wind blies leise in dürren Aesten, Schnee flockte an die Scheiben wie das Pochen eines Fingers, irgend etwas kratzte an der Mauer und ein Droschkenpferd trabte faul vorbei, wie auf Filzsohlen im Schnee.

Am Morgen bat Herr Corvinus Wanderer um eine „Audienz". Es gab Meldeschwierigkeiten, Renates wegen. Anselm wußte Peinliches zu umgehen und fand den außerordentlich ergebenen Corvinus, dessen Augen vor Hilfsbereitschaft ganz gläsern wurden, discret und verständnisvoll. Ottmar Corvinus war ein zierlicher und feiner Mann. Er

war fähig, mehr als hundertzwanzig Worte in der Minute zu sprechen und that es auch stets. Sein Wesen hielt die goldene Mitte zwischen ängstlicher Zudringlichkeit und impertinenter Freundlichkeit. Er war ein geübter Jasager, spielte immer ein wenig den Winkeladvokat, erspähte das kleinste Profitchen in der größten Entfernung, wo man noch ein Teleskop brauchte, redete beständig mit der Erregtheit eines unschuldig Verurteilten und war immerwährend voll geheimer Missionen, Aufträge, Unternehmungen. Er war ein Ehrenmann. Seine linke Hand wußte genau, was die Rechte that. Angelus hatte jedoch eine ungerechte Meinung von Herrn Corvinus und wurde deshalb von Wanderer mit einem Fußtritt bezahlt. Verdientermaßen.

Anselm kam in das Zimmer zurück, wo Renate, die anfing überall Gefahren zu wittern, ängstlich gewartet hatte. Er erklärte ihr, was Corvinus gewollt, fing aber so rasch von anderen Dingen zu sprechen an, daß Renate wußte, hier drohe eine Ungelegenheit. Er versuchte sich wieder als Plauderer, diesmal mit Zukunftsplänen. Dann stand er auf, nahm Renates Hand, die sie ihm verwundert überließ und sagte ernst: „Liebste, Süße, es ist jetzt endlich Zeit, daß ich ganz offen mit Dir bin. Ich weiß ja, wie Du darüber denkst, und Du weißt es bei mir. Im Innern bleiben wir doch, was wir waren, aber äußerlich dürfen wir das Herkommen und die Gesetze der Gesellschaft nicht umstoßen wollen. Ich werde nicht aufhören, Dich auf Händen zu tragen, glaube

mir, keine Sorge lass' ich an Dich herankommen. Schließlich brauchen wir nicht den Pastor dazu. Nur vor der Welt will ich, daß wir aufrecht gehen können ... Renate, so bleib doch, was hast Du, ich verstehe Dich nicht."

Renate hatte sich erhoben. Sie blickte die Wand an, und ein festes Nein antwortete ihm. Wer weiß, gestern noch wären ihr seine Worte willkommen gewesen. Gestern noch wäre sie bereit gewesen, die lustigen Träume von ehemals preiszugeben, denn sie war stärker durch sein Vertrauen, als durch ihre Träume, deren Kraft erlahmte.

Stutzig gemacht durch ihre herbe Weigerung, drängte Wanderer nur um so mehr in sie. Jener Schritt erschien ihm plötzlich wichtiger als alles andre, (durch ihren bloßen Widerstand) und er führte Gründe an, die er vordem aus Zartgefühl wohl nie berührt hätte. Renate erbat sich Bedenkzeit. Sie war müde durch seinen Ansturm mit Worten. Aber das konnte nicht sein Schweigen erzielen. Er setzte sich neben sie, gefangen genommen durch ihr blasses, ergebenes Gesicht, sagte ihr, wie unaufhörlich er arbeiten wolle, wie er Reichtümer aufzuhäufen beabsichtige, wie das verflossene Unglück nur dienlich war, ihn zu stählen, ihn seine Talente und Kräfte fühlen zu lassen.

Renate senkte den Kopf und glaubte ihm. Nicht ohne Zweifel, denn sie hatte keine Vorliebe für Versprechungen, von deren Erfüllung sie ihr Glück gar nicht einmal abhängig machte. Als Amselm sie

fragte, ob sie ihn denn noch liebe, war sie nicht mehr bestürzt darüber, sondern lehnte sich seufzend an seinen Arm und bejahte. Sie wollte ihm irgend etwas anvertrauen, vielleicht nur, um sich gegen Gedanken zu wehren, die an ihm zweifelten, und sie erzählte ihm, was mit Peter Graumann in der Villa sich ereignet hatte. Die Art ihres Berichtes hatte etwas Entschuldigendes, als ob sie für Graumann um Verzeihung bäte. Als sie fertig war, ging Anselm lange schweigend im Zimmer auf und ab. Offenbar hatte es tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wenigstens im ersten Augenblick. Doch da ja alles gut gegangen war, dachte er darüber nach, welches Gesicht er Renate zeigen solle, die sichtlich eine ganz bestimmte Wirkung von ihrem Geständnis erwartete. So vertauschten seine Züge ihren nachdenklich düsteren Ausdruck mit einem zornigen, verhalten und machtlos zornigen. Renate beobachtete ihn furchtsam, und als er beim Vorübergehen ihr Kleid streifte, ergriff sie bittend seine Hand. Er lächelte, gewissermaßen mitten in der Schlacht seiner Gefühle und küßte sie. Das aber hatte Renate nicht erwartet. Flüchtig sah sie in seine Augen, während sein Gesicht so nahe war, und erblickte Elwines Bild darin.

Wanderer, der jede verborgenste Aenderung ihrer Stimmung empfand, besann sich, ob er ihr nichts Erfreuliches sagen könne. Nichts fiel ihm ein. Und er berichtete, der Redakteur jenes Journals, mit dem er in Verbindung stehe, sei gleich mit Stieve gekommen und habe seinen Essay angenommen. Re-

nate zeigte wenig Teilnahme, und er bereute, gelogen zu haben. Wie ein Brennen spürte er Bangnis vor kommenden Lügen. Und während er dies dachte, zwang ihn etwas Teuflisches zu den obenhin gesprochenen Worten: „Ja, Stieve meint selbst, daß im Journalismus ein Mensch von Talent noch am besten seinen Weg machen kann."

5.

Nun begann die Stadt drückend auf Renate zu wirken. Sie hatte eine Empfindlichkeit gegen Lärm, welche ihr bisher fremd geblieben war. Die starrenden Blicke der Männer verletzten sie; wenn Jemand längere Zeit hinter ihr herging, erfüllte sie eine beklemmende Furcht. Bisweilen kam sie nach Hause, schnellatmend, die Hände vor die Brust gepreßt, blaß von Erregung. Nicht wenig hatte dazu ein Vorfall beigetragen, der ihr nicht aus dem Sinn kam.

Sie ging beim Hofgartenthor, nachmittags gegen die Dämmerung, und wollte in die Briennerstraße hinüber. Sie war stets allein, wenn sie ausging, das hatte sie mit Anselm verabredet. Es war Tauwetter und der breite Platz voller Kot. Vorsichtig hob sie die Kleider und achtete mehr auf den Weg als auf die vielen Fuhrwerke. Da schoß vom Siegesthor her eine elegante Karosse, und weil einige Wagen, die quer gegen die Residenz fuhren, die Bahn versperrten, ließ der Kutscher die Pferde langsam

traben. Mechanisch blickte Renate in das Gesicht des Kutschers und stutzte ... Doch schon konnte sie in das Innere des Wagens sehen, wo der Herzog saß, unbeweglich in eine Ecke gelehnt. Er sah Renate an wie vorbereitet, und kein Zug veränderte sich in seinem Gesicht. Aber erschreckend war für sie der Blick demütigender und messender Verachtung, den er auf sie heftete. Seine Augen waren in dem unbestimmten Licht wie zwei grünleuchtende Seen; etwas Lachendes, Kaltes, Giftiges lag darin.

Das dauerte kaum Sekunden. Sie blieb stehen, unfähig, den Fuß weiter zu setzen und starrte dem Wagen mit kindischer Bestürzung nach. Eine kräftige Hand riß sie zurück, daß sie taumelte, und im selben Augenblick raste ein zweiter Wagen dicht an ihr vorbei, dem des Herzogs nach und voran. Tieferschrocken blickte sie dem Entschlossenen ins Gesicht; es war Gudstikker, der sie mit bleichen Mienen noch immer am Arm festhielt und dann die Wortlose über die Straße geleitete. Sie hatte ihn anfangs nicht erkannt. Er hatte sich ihrer sogleich entsonnen, da er ein ungewöhnliches Unterscheidungsvermögen für Physiognomien habe, wie er leicht plaudernd bemerkte. Renate reichte ihm die Hand, dankte rasch und wirr und eilte davon. Noch schmerzte der Arm vom harten Griff. Gesenkten Blickes verfolgte sie ihren Weg, weiter und weiter, bis es dunkel war, denn sie glaubte sich von gierigen Augen verfolgt, die Zeuge der Scene mit Gudstikker gewesen waren.

Wanderers populäre Abhandlung wurde mit

einem höflichen Dankschreiben zurückgesandt. Renate erfuhr davon nichts. Zur selben Zeit empfing er die Nachricht, daß die Güter am Bodensee und im Salzkammergut von den Concursverwaltern verkauft seien. Der Erlös hatte kaum hingereicht, die Schuldenlast zu decken. Eine große Enttäuschung für Wanderer, der gehofft hatte, daß seine spärlichen Ueberbleibsel einen Zuschuß erfahren könnten. Auch davon erfuhr Renate zuerst nichts. Im Gegenteil, Anselm täuschte sie geflissentlich über seine Lage, eine Unklugheit, die sich rächte. Denn als Renate einige Tage später zufällig einen der Briefe fand, die darauf Bezug hatten, wurde sie von Befürchtungen erfaßt, die sie schwindeln machten. Die dürren, geschäftlichen Worte hatten etwas Unverwischbares und Folgenschweres in ihren Augen, und es kam ihr vor, als ob sie jetzt Vieles begriffe. Lange mußte sie darüber nachdenken, weshalb Anselm ihr in einer so wichtigen Angelegenheit nicht die Wahrheit gesagt hatte. Aber wie immer vermochte sie auch diesmal nicht zu reden, als er nach Haus kam. Er merkte, daß etwas vorgefallen war, denn sie schien zerstreut, ja verstört. Durch vieles, vielzuvieles Fragen entlockte er schließlich krumenweise, was sie ihm vielleicht doch eröffnet hätte, wenn er zurückhaltender gewesen wäre. Das Bewußtsein seiner Heimlichkeiten machte ihn jedoch unsicher. Als er es wußte, verschwendete er viele, vielzuviele Worte daran, ihr klar zu machen, daß er recht gehandelt, wenn er sie nicht unnütz in Sorgen gestürzt. Er sagte ihr, daß all das gar nichts

bedeute bei seiner Jugend und seinen Fähigkeiten, daß es ihn mutig mache, zu sehen, wie viel er erreichen könne, und daß, was Andern gelungen sei, doch wohl ihm nicht minder gelingen dürfte. Müde lauschte sie seinen Erklärungen, und ein wenig mißtrauisch seinen Hoffnungen. Ihr wäre es lieber gewesen, wenn er sich gleichgiltig gezeigt hätte gegen ihre Skrupel. Schließlich umarmte er sie und küßte sie, als wollte er sagen: jetzt ist alles wie vorher. Er kennt mich nicht, dachte Renate bekümmert, während sie schweigend seine Küsse duldete. Doch allmählich vergaß sie dabei selbst, worüber sie hatte grübeln wollen, und nur ein dumpf bittender Blick traf ihn, sein Ungestüm zu mildern.

Er teilte ihr aus freien Stücken mit, daß sie beide nichts Schlimmes zu befürchten brauchten, daß er Hilfsquellen genug besitze. Er habe auch ein Klavier bestellt, vielmehr gemietet, damit sie nicht mehr so viel denken könne. Renate lächelte und schaute ihn, froh geworden, aufmerksam an. Angelus gesellte sich jetzt dazu und wedelte freundlich, als ob die entwichene Wolke der Verstimmung auch auf ihm gelastet habe. Er besaß eine ungewöhnliche Liebe zu Renate.

In Wahrheit lag es so mit Wanderer, daß ihm von „Hilfsquellen" durchaus nichts bekannt war. Seine Leidenschaft und die Angst, Renate vor Sorgen zu bewahren, ließ ihn Dinge als wirklich sehn, die er nur gewünscht. Vielleicht glaubte er, daß Freunde ihm aushelfen würden, vielleicht g l a u b t e er an

seine Freunde, Gott weiß, was er sich vorstellte. Seine lebhafte Fantasie ließ ihn hinter dem nahenden Dunkel noch die hinabgesunkene Sonne sehen. So trog er sich und trog Renate mit.

Das Klavier, das am nächsten Tage kam, vermochte Renates Achtung nicht zu erringen. „Ein alter Klapperkasten", scherzte sie und suchte es zu beweisen, indem sie einen Gassenhauer klimperte. In der That klang es blechern, verlebt. Mit Wehmut gedachte sie ihres Steinways im Elternhause und ließ das Instrument meist unberührt. Auch sonst brachte Wanderer Kleinigkeiten, — Geschenke für Renate. Dieser nervöse Hang, Geschenke machen, war neu an ihm. Meist waren es wertlose Dinge, eine Decke, ein Shawl, feines Briefpapier, — für welches sie gar keine Verwendung hatte — oder Näschereien. Das alles war für Renate peinlich; sie fühlte eine stille Forderung zum Dank dabei heraus, und die Erwartung, daß Geschenke ihre gute Laune erhalten könnten. Wie sehr wäre ihre Abneigung gegen diesen seltsamen Tribut seiner Gefühle gewachsen, wenn sie gewußt hätte, daß er anfing, gewisse Wertgegenstände zu verkaufen, die meist alte Familienerbstücke waren. Einige Trödler waren schon abgerichtet auf seine Art und beuteten ihn herzhaft aus. So kam es, daß er für einige Zeit mit ausreichenden Geldmitteln versehen war, und daß er für den Tisch der Herz, Uibeleisen, Xylander, wo er Nachmittag für Nachmittag Karten spielte, eine willkommene Errungenschaft bedeutete. Er fühlte sich wohl in der

Atmosphäre der Scheinfreiheit, der gewaltsamen Ungebundenheit, des rauschartigen Leichtsinns, der witzigen Melancholie. Es betäubte ihn, machte, daß ihm die Ansprüche des Tags geringfügiger erschienen, ließ die Besonnenheit verblassen, die nötig ist, um dem Schicksal gegenüber wenigstens scheinbar Herr zu bleiben. In der Mitte der Leute, die mit ihren ausgetrockneten Hoffnungen Ball spielten, fühlte er sich gefahrlos und unabhängig, ja geradezu gefestigt. Er lernte Gudstikker kennen, war entzückt von dem Wesen des Schriftstellers und pries Renate die Bekanntschaft in überschwänglichen Worten. So geriet er immer mehr in den Strudel jener gewissen Gewohnheiten, die anspruchsvoller und aufreibender sind als wirkliche Arbeit. Daneben lief seine täglich wachsende Liebe zu Renate, die ihn rastlos machte, weil er ahnte, daß sie nicht mit gleicher Glut erwidert werde, die ihn je mehr in die wirren Geselligkeiten drängte, je mehr er sich von Renate still und scheu beobachtet wußte. Wenn sie einige Stunden beisammen waren, fing Renate an, aus irgend einem geheimnisvollen Grund verstimmt zu werden. Sie konnte sich darüber nicht Rechenschaft geben. Manchmal reizte sie eine gewisse Gespreiztheit seiner Anschauungen und Urteile, sodann sein bedrücktes Wesen, hinter dem sie Heimlichkeiten ahnte; kleine Eigentümlichkeiten, die sie früher nie bemerkt; Gewohnheiten, die ihr komisch erschienen, und die sie verspottete. Statt darüber hinwegzugehen wurde er bleich, starrte sie traurig an und war beleidigt.

Da lachte sie gutmütig und schüttelte den Kopf über ihn. Und ihr war zu Mut, als erwache sie aus einem Schlaf, der sich nur langsam von ihren Gliedern lösen wollte.

6.

Das Leben des Ehepaars Corvinus war ein wenig tragische Posse. Da die Wohnung der Beiden dicht anstieß, hörte Renate, auch mitten in der Nacht, zänkische Reden, wobei Frau Clotildes Stimme leicht den Vorrang behauptete. Sie besaß eine artige Vollendung in der Kunst, einen Mann zu reizen. Gewöhnlich endete das Wortgefecht mit einer Prügelei, worauf Frau Clotilde jämmerlich heulte und die Polizei zu rufen drohte. Bald wurde es aber still, und man war einigermaßen überrascht, mehrere Stunden darauf das Ehepaar zärtlich schnäbelnd am Fenster zu sehen. Herr Corvinus, wenn er Renate begegnete, grüßte und verbeugte sich in wahrhaft zerfließender Ehrfurcht, und sein glührotes Gesicht wurde feierlich vor Andacht. Wenn sie vorbei war, blieb er stehen, kniff die großen leeren Augen zusammen und sah ihr nach wie ein pfiffiger Händler, der den Preis prüft. Einmal bemerkte es Renate, und ein Schauer lief ihr vom Nacken bis zu den Zehen. Das elegante Herrchen war wohl in einige krummlinige Geschäfte verwickelt, das entnahm Renate den freimütigen Erzählungen Frau Clotildes,

die zu allem Ueberfluß ihre gesamten Liebesabenteuer beichtete, die ehelichen Conflikte und jede Lächerlichkeit, auch die intimste, die sich Ottmar zu Schulden kommen ließ. Sie schwärmte sogar von Idealen, verschwundenen Idealen, wie ein Kleinbürger, der vom Planetensystem spricht. Ihre einzige Erhebung bilde das Lesen schöner Bücher. Sie brachte Renate einiges ihrer Litteratur, und Renate las mit Langeweile und Ekel süßliche, moralische und schmierige Schriften vom großen Jahrmarkt. Aber einmal bekam sie auf solche Weise Gudstikkers neues Buch in die Hand, „Veronikas Ende". Veronika, schuldig und doch ohne Schuld, gleitet aus sicheren Verhältnissen in die Tiefe, verliert den Mann ihrer ersten Wahl, greift nach der Hand des zweiten, voll Müdigkeit und Scham nach der des dritten, giebt sich voll Ekel aller Welt preis. Ein wenig weit und breit war das geschildert, doch mit Eindringlichkeit und geriebener Kunst. Davon verstand Renate nicht viel, aber das Stoffliche ging ihr nahe, und Veronikas Schatten verfolgte sie. Nichts wünschte sie inniger, als mit Gudstikker selbst darüber reden zu können, obgleich sie nicht wußte, wozu es führen könne. Anselm begriff dergleichen nicht, begriff nicht das Tiefe ihrer Seele. Sie sah es, wußte es jetzt. Zweifel bestürmten sie, deren sie sich nicht erwehren konnte. Frau Corvinus ihrerseits fand keinen Geschmack an der Geschichte Veronikas. Ich bitte Sie, wie lang, wie poesielos. Es ist ja keine Handlung da, keine spannende Verwicklung, und ich habe das Romantische

gern, bin selbst eine romantische Natur. Nein, schade für das Leihgeld.

Gern hätte Renate den Verkehr mit der Frau beendet. Aber sie wagte es nicht. Sie hatte Furcht. Auf allen Gassen lief der Klatsch. Alles konnte sie jetzt eher ertragen, als feindselige Blicke und scheele Mienen. So blieb sie liebenswürdig und zuvorkommend, mehr als es nötig war, selbst um den Preis der Aufrichtigkeit und der Ruhe. Ihr Herz war voll Sehnsucht, schwellend wie die Flut.

Wenn sie ausging, war sie tief verschleiert, als könne sie so vor dem schillernden Schmutz des Geredes sich auf ihre Weise schützen. Einige Zeit war es recht kalt gewesen, jetzt hatte man wieder milderes Wetter. Der Himmel war dunstig blau, von langgespannten Wolken wie weißen Muskeln durchzogen. Renate liebte es, in der Dämmerstunde spazieren zu gehen. Zuerst wandelte sie die Königinstraße hinunter bis zur Prinzregentenstraße. Dort wohnten Terkes, und instinktiv trieb es sie hin, da Wanderer ihr gesagt hatte, er wolle den Nachmittag bei Terkes verbringen. Die Baronin war ihm begegnet und hatte ihn dringend zum Thee gebeten. Renate wußte bitter, daß Neugierde das Motiv bilde, aber dennoch hatte sie gierig gelauscht, als Wanderer ihr davon erzählt hatte, dennoch hatte sie ihn, der Unlust zeigte und sogar von Taktlosigkeit sprach, gedrängt, die Einladung anzunehmen. Es schien, als sehe sie hoch oben das Thor einer Welt, der auch sie einst angehört und der sie entflohen war. Stolz suchte sie

ihr Nachdenken davon zurückzuhalten, aber daß sie sich darum bemühen mußte, machte sie von Neuem nachdenklich. Früher hatte sie das Thor in der Tiefe gesehen, in der Nacht, unbegehrt, gleichgiltig. Nun war Wanderer bei Terke, — glich es nicht einem Brückenbau? Nicht das Eigen-Erlebte war es, das ihr Herz verwirrte, sondern vielmehr das Bild fremder Schicksale, das geschäftig ihren Pfad mit den Pfaden vieler Anderer verband. Sie erinnerte sich, daß sie vor einigen Tagen Elwine mit einem jungen Mann, dem bleichen Dawill, in den Gasteig-Anlagen gesehen. Das Mädchen war auf sie zugeeilt, lächelnd und heiter, in frischer Blüte, schön und verliebt. Renate blickte sie kalt an, wandte sich ab und ging weiter. Sie sah nicht die Thränen in Elwines Augen, nicht, daß jene stehen blieb, bis Renate verschwunden war. Sie hatte nicht mit Ueberlegung gehandelt, nicht aus Feindseligkeit. Daß Anselm die Lippen geküßt, die nun ihr zulächelten, war ihr gleichgiltiger, als sie geahnt hatte; sie hätte es tragen und verhehlen können. Aber ein andres Gefühl war es, herrisch wie der Selbsterhaltungstrieb. Sie wußte sich Elwine näher, als sie wünschte, wollte gewaltsam alles Gemeinschaftliche abstreifen, das durch Worte oder durch Lächeln entstehen konnte. Sie fühlte es, daß ein Unglück erst dann besiegelt ist, wenn man die Gefährten kennt, mit denen man es teilt.

Während sie so in Gedanken versunken war, sah sie Gudstikker in geringer Entfernung daher-

kommen. Er grüßte schon von weitem, und sie dankte freundlich. Er blieb stehen, und sie beantwortete offen und warm die förmlichen Fragen, die er stellte. Seine Miene war wohlwollend, sein Blick forschend, so unablässig forschend, daß Renate errötete.

„Ich habe Ihr letztes Buch gelesen", sagte sie mit fast dankbarem Blick.

Er zuckte die Achseln, als lege er wenig Gewicht darauf, daß man seine Bücher lese.

„Es ist schön," fügte Renate verlegen hinzu.

Gudstikker sah sie wieder mit dem durchdringenden Blick an und erwiderte: „Es ist typisch. Uebrigens der Schluß ist überhastet. Verfrüht vielleicht. Darüber hätte man nicht das letzte Wort sprechen sollen. Ich bekomme täglich Briefe von Frauen, die wissen wollen, wie ich mir das oder das gedacht. Wie langweilig. Mein Buch ist gar nicht für die Frauen. Es ist für Männer. Wenn eine Frau sich um derlei Dinge zu kümmern anfängt, ist es schon schlimm mit ihr bestellt. Eine Frau an sich ist nichts. So wenig wie ein Musikinstrument an sich. Es giebt natürlich populäre Instrumente, Drehorgeln, Spieldosen, die kann jeder spielen. Aber die persönlichen, da muß sich der rechte Mann dazu finden. Frauenfrage? Unsinn. Man läßt sie fragen, giebt keine Antwort." Nach solch einsichtsvoller Rede starrte Gudstikker mit zusammengezogenen Brauen auf die gelben, kahlen Wiesen des Parks, dann sagte er noch: „Wir haben eben bei Terkes über dasselbe Thema

gesprochen. Das sind müßige Discurse, unheizbare Oefen. Schauen und Schaffen, voilà tout."

„Sie waren bei Terkes?"

„Ja, Herrn Wanderer traf ich auch dort. Ein stiller, angenehmer junger Mensch. Ein bißchen verdöst kommt er mir vor, aber sehr sympathisch. Er renommiert übrigens gern mit Ihnen."

„Mit mir — ?"

„Na, na, das braucht Sie nicht zu erschrecken. Es ist ganz harmlos. Er ist ja schweigsam. Ich liebe die Vielredner nicht und bin immer lieber im Winkel gesessen als auf dem Präsentierstuhl. Freilich, Duckmäuserei hab ich nie betrieben; ich habe manche Kette im Stillen zerrissen. Mein Beruf schließlich."

„Waren viele Leute bei Terkes?"

„Ziemlich. Eine ko—mische Tante ist diese Baronin. Oft weiß man nicht, wer die Baronin ist, sie oder der Hund."

„Sagen Sie, Herr Gudstikker —"

„Was mein Fräulein —?"

„Ich möchte so gern Ihre andern Bücher lesen. Sagen Sie mir die Titel."

„Na, wenn Ihnen daran gelegen ist, ich schicke sie Ihnen. Bitte, keine Umstände, nicht einem Jeden würde ich's thun. Vielleicht schreiben Sie mir dann ein paar Zeilen über die Eindrücke, die Sie gehabt haben."

„Gern."

„Also adieu, liebes Fräulein, auf Wiedersehn."

„Adieu, Herr Gudstikker."

Da lag schon die dunkelnde Straße zur Universität. Renate verließ schnellen Schrittes den englischen Garten. Zu Hause wartete Anselm mit Ungeduld.

7.

Anselm erzählte ohne daß es einer Aufforderung bedurft hätte, von der Gesellschaft bei Terkes. Die Baronin sei sichtlich älter geworden, die Gräfin sichtlich prüder. Aber Adele sei melancholisch und habe ihn oft mit fragendem Ausdruck angesehen. Gudstikker sei dagewesen, ferner ein paar litterarisch angehauchte Damen. Man habe die Rede auf die moderne Frau gebracht, und er, Anselm, habe gesagt, es gebe keine moderne Frau, so wenig wie es eine moderne Wiese gebe. Man könne die Frauen mit den Instrumenten vergleichen. Manche spielten sich von selbst: Drehorgeln, Automaten, manche forderten aber den rechten Mann. Dem hätte man auf das Entschiedenste widersprochen.

Renate war erstaunt. Sie lächelte, wollte aber damit nur ihre Verwunderung und eine jäh aufkeimende Verachtung bemänteln. Dieser Hjalmarsche Zug an ihm erregte ihr tiefen Verdruß. Als Anselm sie küssen wollte, entzog sie sich ihm hastig und sagte, daß sie Kopfschmerzen habe.

„Weißt Du was, Renate,“ meinte Anselm. „Wir müssen verreisen. Wir müssen fort. Du bist auffallend verändert seit einiger Zeit.“

„Geh, wie willst Du denn fort," erwiderte Renate unwillig.

„Ich werde es schon erreichen," sagte Wanderer düster. „Es muß eben sein. Du leidest ja geradezu. Mir ist, als könnt ich Dich irgendwo wieder ganz gewinnen, nur hier nicht. Du sehnst Dich doch selbst fort, nicht wahr?"

Renate schwieg.

Am nächsten Tage schickte Gudstikker die Bücher, und als Anselm den Hergang erfuhr, war es, als wage er nicht, Vorwürfe zu machen, als wollte er es nicht riskieren, gekränkt zu sein. Er schien überdies mit andren Dingen beschäftigt. Verstört kam er am Abend nach Hause, ging gleich wieder fort, kam nach einer Stunde wieder, war gekünstelt aufgeräumt, dann schweigsam, zerstreut und nervös. Renate war so sehr mit Lektüre beschäftigt, daß sie ihn nur nebenbei beobachtete. Wahrscheinlich hat er beim Kartenspiel verloren, dachte sie und verweigerte sich trotzig jede Frage. Bis spät in die Nacht las sie, und als sie endlich einschlief, hörte sie ihn draußen auf- und abgehen, ruhelos, unermüdlich. Als sie am Morgen aufwachte, war er schon fort.

Nachmittags ging Renate ein wenig aus. Zusehends sanken graugelbe Nebel. Die Sonne war am Untergehen; die Luft, der Erdboden, der Himmel, alle Gegenstände trugen eine schmutzig-violette Färbung. Als sie an der Residenz angekommen war, verschwammen schon die Giebel der Häuser im dicken Nebel. Durch die grünen Reflexdächer der Laternen

war das feuchte Pflaster die Straße hinunter von einem langen, grasgrünen Lichtstreifen durchzogen, der sich zerflossen abhob von den Nebeldünsten.

Als sie um die Ecke gegen das Hoftheater bog, sah sie zehn Schritte vor sich die Terkes auf sich zukommen, die Gräfin, die Baronin und Adele. Sie war so beklommen, daß sie im Weitergehen glaubte, sie könne nicht von der Stelle. Sie sah jede Falte, jedes Zucken, jeden Gedanken auf jedem der drei Gesichter, die sich gleichgiltig von ihr wegwandten, um dem Militärposten am Portal ihre Aufmerksamkeit zu widmen.

Traurig ging Renate nach Hause. Ihre Schritte waren von außerordentlicher Langsamkeit, als wisse sie nicht, wohin, als fürchte sie ihr Ziel. Anselm saß am Fenster und starrte auf die Straße. Er regte sich nicht, als Renate die Lampe anzündete und sie auf den zierlichen Tisch beim Ofen stellte. Erst als sie unschlüssig stehen blieb und in das Licht sah, kam er zu ihr her.

„Ich bin so schrecklich verstimmt, Anselm,“ sagte sie aus freiem Antrieb zu ihm und reichte ihm die Hand.

Er fragte nicht nach dem Grund, sondern tröstete sie, so gut er konnte. Obwohl die Stunden vorrückten, dachten sie an kein Abendessen. Renate legte sich ermattet auf die Ottomane, und Anselm saß bei ihr, ihre Hand an seine Lippen gepreßt. Später ging sie zum Clavier und versuchte, die alte Freudigkeit zur Musik wieder zu finden. Nur einem

Gedanken, einem einzigen hing Renate nach, und den wollte sie sich auch aus dem Sinn musizieren. Sie war so hingenommen von ihrer Stimmung, daß sie Anselms Verstörtheit, die viel größer war als gestern, kaum bemerkte.

Sich mit ein paar Küssen betäuben, darin lag noch etwas, wie flüchtiges Entrinnen.

Zehntes Kapitel

1.

Lieber Herr Gudstikker, mit dem, was Sie im letzten Brief behauptet haben, bin ich nicht einverstanden. Nachdenken hat es mich jedoch lassen. Ich will mich nicht lächerlich machen und philosophieren. Aber das Leben ist doch nicht wie ein Markt, wo nur das feilgeboten wird, was man grad haben will. Und wenn Sie behaupten, daß man nur den Schein von freiem Willen hat, widerlegen Sie sich doch selbst. Lachen Sie mich nur aus, ich bitte Sie, ich verstehe wirklich nichts davon. Sie fragen, ob ich unglücklich bin. Darauf weiß ich keine Antwort. Seh ich doch jeden Tag viele, die viel unglücklicher sind oder sein müssen. Ich sehe viele Frauen, denen auf dem Gesicht geschrieben steht, was auch mich bedrückt. In Ihren Büchern ist mir so sehr aufgefallen, wie Sie die Frauen schildern. Als ob alle warten würden, Schönes und Großes zu erleben, und sie werden gemein und hausbacken, weil statt des Schönen und Großen Gemeines und Hausbackenes kommt. Aber ich schreibe so, und das ist es gar

nicht, was ich empfinde. Die Worte sehen aus, als wollte ich imponieren. Das ist nicht der Fall. Ich glaube, es kommt im Leben nur darauf an, daß man sich selber kennt und nicht überrascht wird durch den Weg, den einen sein Temperament führt. Es giebt jetzt viele nachdenkliche Sachen für mich, mehr als früher. Aber ich finde keinen Halt und quäle mich nur. Bald giebt es dies, bald das zu sorgen. Schreiben Sie mir nur bald wieder. Ich freue mich, wenn ein Brief von Ihnen kommt, da giebt es immer Neues. Ich kann nur Ihre Schrift schwer lesen. Sie ist so klein. Die meine ist doch leserlich? Ich gebe mir aber auch Mühe. Bestens grüßt Renate Fuchs.

Verehrtes und liebes Fräulein, ich bin gewöhnlich kein Freund vom Briefschreiben, doch bei Ihnen kommen mir neue Sympathieen dafür. Ich kann Ihre Briefe oftmals lesen, denn sie haben einen Duft der Einfachheit an sich, der sich nicht bezeichnen läßt. Fürchten Sie nicht, daß ich schmeichle. Damit muß man vorsichtig gegen Sie sein, denn Sie sehen nicht — aber Sie fühlen scharf. Wenn ich an Sie denke, und das ist oft, klingt in mir nur eine Stimme: das hast Du versäumt. Ja, ich habe Sie versäumt. Darüber kommt selbst mein Fatalismus nicht hinweg. Mein Gott, wie leb ich auch dahin! Was für ein schmutziges Metier, das Litteratengeschäft. Man verkehrt mit einigen Idioten, die gerade den Rahm der Sache verstehn, die davon leben, Tinte zu schwitzen,

und mit einigen Hundert, welche die Natur blos als Speisebehälter benutzt. Und der elende Fetzen Ruhm, wie unnütz! Er besteht darin, daß einem ein paar verlorene naive Gemüter zugrinsen, daß einige hysterische Weiber sich verliebt anstellen, daß man vom Kot der öffentlichen Angelegenheiten bespritzt, daß man vergessen wird, wenn man nicht unter die Leute geht, daß einen die Freunde um die Bücher betteln, die man geschrieben hat und die sie sich nicht kaufen mögen, und daß einige Esel vom Fach berechtigt sind, uns lehrerhaft zu behandeln. Freundelos steh ich da, bin jetzt vierzig Jahr alt, habe aufgehört zu suchen und ernstlich angefangen, zu verachten. Ich schicke Ihnen da das kleine Gedicht „Der Schatten“ mit, das noch zuguterletzt aus dem spärlichen Born meiner Lyrik geflossen ist. Ueberzeugen Sie sich von der Stimmung meiner Nächte. Ich habe viele Frauen gekannt und manche geliebt, und nicht ein Fingerring ist mir davon geblieben. Als ich vor langer Zeit die Heimat verließ, die schönen, stillen Ebenen Frankens da oben, geschah es mit unvergleichlichen Hoffnungen. Meine Seele war voll unausgeträumter Träume, das Leben war wie ein buntes Kleid für mich, das man nur anzulegen braucht, um sich und Andern zu gefallen. Seitdem! Bittere Zeiten sind über mich hinweggeschritten. Und wie sonderbar, daß ich dastehe und alles betrachten kann und die Hände rühre, während unsichtbare Mächte mich als Stein unter Steinen den Berg hinunter zum Abgrund stoßen. Doch wohin gerate ich! Seien Sie

nicht ungehalten über den Tumult von Worten, aber Sie sehen daraus, welchen Einfluß Sie schon auf mich üben. Die ganze Salbaderei wird Sie kaum interessieren, ist vielleicht nur gut, daß Sie Offenheit mit Offenheit vergelten. Was Sie schreiben, ist nur ein Schweigen über das Wichtige. Sie sind eine verschwiegene Natur. Ich begreife, daß Ihre Feder sich sträubt, doch vielleicht zeigt Ihr Mund sich williger. Ich bin eine Art geborener Beichtvater. Es kommt vor, daß gleichgiltige Leute mir bei ganz gleichgiltigen Gelegenheiten ihre Lebensgeschichte erzählen. Sie aber, Sie haben eine fast beunruhigende Teilnahme in mir erweckt. Erwartungsvoll Stefan Gudstikker. Nachschrift. Natürlich hat, was der Klatsch aussprengt, dabei einigen Anteil. Das Geschwätz ist wie Tinte, die, statt zum Schreiben verwandt, einfach über das Papier gegossen wurde. Nun ist alles schwarz und schmierig. Im Uebrigen bin ich nicht der Mann, durch die Geheimnisse des Jourfix-Pöbels lecker zu werden.

2.

Lieber Freund Stieve, Du hast aus ehrlicher Teilnahme zu wissen begehrt, welchem Umstand wir die Wandlung im Wesen des jungen Anselm Wanderer zuschreiben sollen. Das Gemunkel in der letzten Zeit ist lästig geworden. Ganz ohne mein Zuthun ist mir Aufklärung gekommen, der ich vertrauen darf. Ich teile Dir alles mit, da Du ein näheres Verhältnis

zu Wanderer hast, als ich und ihn selbst um völlige Klarheit bitten sollst. So wie wir sind, werden wir nicht gleich den Moralbesen schwingen. Also höre. Wanderer hat der Gräfin Terke einen gefälschten Brief gezeigt, wonach er noch einen Teil seines Vermögens in einem Jahr von irgend einem Verwandten zu erwarten hätte. Er war in der größten Bedrängnis, bat die Gräfin um ein größeres Darlehn, aber die Vorsichtige wandte sich ohne Wissen Wanderers an den angeblichen Schreiber des Briefes, einen Wiener Rechtsanwalt. Die Geschichte war dumm und jugendlich gemacht, aber die Gräfin war empört und verbot ihm ihr Haus. Trotz des Widerstands der Baronin hat sie es in ihrem Jourfix erzählt. Bitter für den jungen Menschen. Es ruiniert seine Zukunft. Die Gräfin hat nachher bereut, und Jeden, der es wußte, um Verschwiegenheit gebeten. Aber Zungen, die etwas zu verschweigen haben, sind nicht zu halten. Außerdem hat Wanderer viele Feinde wegen der dummen Weibergeschichte. Es fragt sich nur, wie wir uns zu der Affaire stellen. Und das hängt davon ab, wie Wanderer sich Dir gegenüber aussprechen wird. Ueberlege Dir die Sache gut, und geh vorsichtig zu Werk. Dein alter Richard Uibeleisen.

Dieser ziemlich flüchtig geschriebene Brief betrübte Stieve sehr; einerseits wegen des Falles selbst, denn er mochte Wanderer gut leiden, dann aber, weil man von ihm verlangte, er solle dabei etwas unternehmen. Er war aufrichtig betrübt, daß die Ruhe

und Gleichmäßigkeit seines Elends durch eine so anstrengende Mission gestört werden sollte und fiel in revolutionäre Gedanken über die Unverläßlichkeit der Freunde.

Die Angelegenheit wurde wie eine schwierige Parlamentsvorlage im Café erörtert. Herz behauptete mit jenem Pathos, das ihm zum Leben nötig war wie die Luft, man richte sich nicht für eine Frau zu Grunde.

Süssenguth war elektrisiert. „Für eine Frau? Nein. Für Renate Fuchs? Ja. Sie ist die Beste, Edelste, Reinste. Ich versteh überhaupt diese Beratungen nicht. Wir sollen einfach hingehen und ihm sagen: Du hast recht gethan!“

Süssenguth sah in eine Reihe verblüffter Gesichter und fuhr fort: „Der Mann leidet! Trägt die Hölle in sich! Bereut bis in den letzten Schlaf seiner Nächte! Kommt schmal und blaß und demütig daher, dürstet nach Erlösung. Sie, und da soll ich nicht hingehn und ihn erlösen? Gut, er hat unehrenhaft gehandelt. Gut, es war verwerflich. Das ist die eine Seite. Die andre ist: er hat sich weggeworfen, hat sich aufgeopfert. Kann ich die Moral vom Isarthorplatz nicht wie einen alten Mantel wenden? Ist er mir nicht schuldig genug, um mich in meiner Ueberlegenheit zu versöhnen? Muß ich die Arme über die Brust kreuzen? Und was ist denn Schuld? Weiß ich denn von mir und wissen Sie es und Sie es, ob unsere Natur und unser Temperament uns davor geschützt hätten? Wir

Alle sind Schuld. An allem. Ich werde zu ihm hingehn und sagen: lieber Freund, was grämst Du Dich, ich habe gestohlen. Nun und hab ich nicht gestohlen? Sitz ich nicht in tausend Zuchthäusern der Erde als Dieb, als Mörder, als Brandstifter, schuldig für Alle und Alles? Und der sich aufgeopfert hat, zerkleinert hat für Renate Fuchs, dem sollt ich etwas zu verzeihen oder zu übersehen haben? Ein Verbrecher wäre ich."

Die Gesellschaft saß stumm und unbehaglich und merkte nicht, daß es Abend wurde.

Mit Wanderer war eine solche Veränderung vor sich gegangen, daß sie auch Fernstehenden nicht wohl entgehen konnte. Er war ängstlich in seinen Bewegungen, er lächelte liebenswürdig, auch ohne hinreichenden Grund. Wenn sein Name genannt wurde, zuckte er zusammen und gab sich den Schein übertriebener Aufmerksamkeit, wenn man das Wort an ihn richtete. Er stimmte bei, wo Zustimmung vorteilhaft schien, und sobald er unbefangen sein wollte, lag in seinem Wesen etwas Tiefzerquältes. War er unbeachtet, so versank er in ein brütendes und starres Schweigen, spielte bei falschen Anlässen den Empfindlichen, errötete leicht, hatte auf der Straße ein übermäßig beschäftigtes, oder ein krankhaft gelangweiltes Aussehen, verwickelte sich in grundlose Lügen, von denen er in einer Art Wahnsinn glaubte, daß sie sein Ansehn erhöhen könnten, sprach gern und viel von Renate, als ob ein Abglanz ihrer Vorzüglichkeit auf ihn fallen müsse, horchte unauffällig

wie ein Spion auf jede versteckte Andeutung, oder witterte in gleichgiltigen Fragen ein unaufrichtiges Interesse. So sahen ihn seine Bekannten. Er sagte, er hasse Gesellschaft, aber er wurde schwermütig, wenn er allein war. Er glaubte sich umgangen, ausgeschlossen, gemieden, sobald man nur rücksichtsvoll war. Er wollte vertrauensselig sein und erzählte die Leiden seiner Leidenschaft. Erregte er dann Mitleid, so nagte der Groll über seine Schwäche in ihm. Stellte er eine Behauptung auf, so wirkte er nicht überzeugend, denn er war nicht überzeugt. Er sprach von Fortgehen, von der Flucht aufs Land und begann kleine Beträge schuldig zu bleiben.

So trieb er sich umher, in Bangnis nach einer friedlichen Stunde. Sah lauter Arme, über die Brust gekreuzt, lauter unnachsichtige Augen.

3.

Der Schatten.

Im Finstern lieg ich, wartend auf den Schlaf.
Der mich aus schlimmen Aengsten endlich rette,
Er kommt nicht, kommt nicht, wie ich mich auch bette;
Weiß nicht, warum mich solches Unheil traf.

Ein grauer Schatten steht an meinem Lager,
Spricht Worte und ich kann sie nicht verstehn,
Haucht Seufzer, die wie Flüsterton verwehn
Und beugt sich immer tiefer auf mein Lager.

Ich liege schweigend, und ich wache bang.
Das Haus ist leer. Mein Rufen muß verhallen.
Kein Stern hängt in den Wolken. Ueber allen
Dingen liegt Finsternis. Die Nacht ist lang.

Die Nacht ist lang, die keinen Schlummer hat,
Der keine Uhr tickt, keine Glocke klirrt.
Und deutlch kauert, bis es morgen wird,
Der Schatten stumm an meiner Lagerstatt.

Stefan Gudstikker.

Die Corvinus waren in Höflichkeit dringend geworden. Freilich hatten sie selbst nicht die Butter zum Brot. Ihre Mägen wurden vom Zufall gespeist. Waren ein paar Groschen im Haus, so vertrieb sich Herr Ottmar die Zeit, indem er Lieder sang, Cigarren rauchte, zum Fenster hinaussah, kaufmännische Berechnungen anstellte, wie aus einem Thaler deren hundert werden könnten, ohne daß mühselige Arbeit einem die Laune verdarb. „Du schwitzest ja ordentlich, Männchen,“ sagte dann Frau Clotilde. „Ja, Schätzchen, ich habe da eine anstrengende Sache vor,“ erwiderte das Männchen, krebsrot im Gesicht und über die ehernen Gesetze der Arithmetik erstaunt und verzweifelt. Klopfte dann Schmalhans an die Thüre, so verschwanden die Zärtlichkeits-Verkleinerungen aus dem Gespräch, und aus dem Männchen wurde über Nacht ein Faultier und Thunichtgut, ein Schnapphahn und Nichtskönner. Worauf das Schätzchen eilig seinen Rücken in Sicherheit brachte. Herr Ottmar hielt sich durch den schnellen Verbrauch des Geldes für betrogen und behauptete heldenmütig seinen Posten. Wenn aber um zehn Uhr noch kein Heerdfeuer brannte, und um elf Uhr auch nicht und um zwölf Uhr die Reinlichkeit der Küchengeräte durch kein Stäubchen Mehl getrübt wurde, so sah sich der Herr

des Hauses genötigt, eigenhändig seine Stiefel zu wichsen, grollte düster in sich hinein, ließ die kaufmännischen Berechnungen im Stich und schob in eleganter Kleidung auf die Suche nach einem Mittagessen.

Renate hatte einen Teil ihres Schmuckes dem Leihamt übergeben müssen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr sie, daß Wanderer alle Wertgegenstände, die er besaß, längst veräußert hatte. Jetzt gewahrte sie, daß seine Bibliothek zusammenschmolz, erst billigere Werke, dann die kostbaren. Zudem hatte er Glück im Spiel; schaudernd fühlte sie die niedrige Leidenschaft heraus, die ihn zu den Karten trieb.

Es gab wenig Tage, an denen sie das Haus verließ. Ihre Einkäufe waren spärlich und konnten wohl in der nächsten Gasse besorgt werden. Wenn sie auch stundenlang fortgeblieben war, sie empfand nichts von der Befriedigung, die ein heimgehender Mensch empfindet. Daß es allmählich Frühling wurde, daß die kahlen Zweige im englischen Garten grüne Knöllchen und Spitzen bekamen, daß eine milde, weiche Luft von den Alpen herüberwehte, — das waren nicht die Dinge, mit denen sie sich beschäftigen konnte. Sie war viel allein. Doch fand sie sich der Ruhe zur Lektüre beraubt. Sie konnte still sitzen und froh sein, wenn die Sonne ins Zimmer schien. Gern sah sie die Leute auf der Straße vorübergehen, beurteilte die Kleidung der Damen, die neuen Frühjahrsmoden. Aber wenn Wanderer kam,

wenn er mit halblauter Stimme die Tageszeit wünschte, die Augen langsam von der Erde erhob wie mit dem Vorsatz, Renate anzuschauen, dann jedoch vorzog, verschiedenen Gegenständen im Zimmer seine Betrachtung zu widmen, da empfand sie eine quälende und andauernde Bitterkeit, die keiner Worte fähig war. Bisweilen war er schweigsam, bisweilen redselig. Er redete wie ein Trunkener, erzählte von neuen Bekanntschaften, durch die er „lancieren“ werde, von großen Stellungen, die er in Aussicht habe, von einem Oheim in England, — Emphase war ihm zur Natur geworden. Sie wußte, daß er log, blieb aber zu stolz, ihn zu fragen. Einige Male kam er und sagte: ich war heute bei Terke, man hat dies und das gesprochen, auch von Dir, Renate, und ganz nett und versöhnlich. Renate wußte aber von Gudstikker, daß Terkes nach Tirol gereist seien. So kamen ihr seine Worte rätselvoll, ja beinahe grauenhaft vor. So kam es auch, daß nichts, was sein Mund sprach, ihr ein Nicken der Zustimmung entlocken konnte. Sie ertrug es, aber die Hand, die er ihr reichte, drückte sie nicht mehr, die Liebkosungen, die er ihr bot, suchte sie zu verhindern. Seine äußere Erscheinung war im Verfall begriffen, seine Kleidung war vernachlässigt, seine Haltung unaufrecht, seine Manieren klebrig oder gekünstelt schroff, und bang und bänger blickte Renate an jedem Tag einer jeden Nacht entgegen, wo er sie mit wilden, fassungslosen Zärtlichkeiten zu um-

garnen suchte. Sie klagte nicht, sie lachte nicht, sie stritt nicht, sie bemängelte nicht. Aber staunen konnte sie über sich selbst und ihren Weg.

Er hatte die Bekanntschaft irgend eines Barons gemacht, der mit seiner Frau aus Wien zugereist war und brachte die Beiden zu Besuch herauf. Renate benahm sich nicht anders, als Erziehung und Gewohnheit es sie gelehrt, aber in den Augen der Beiden las sie die Kenntnis des nimmermüden Hörensagens. Man schien sie wie ein Curiosum zu betrachten, fand es belustigend, außerhalb der Gesellschaft den treu nachgeahmten Gepflogenheiten der großen Welt zu begegnen, und Renate fühlte das Blut ihren Wangen entweichen, hörte die Zeit lästig und in schleppenden Schritten vorbeigehen, und ihr war, als führe sie ein Schattenleben, spräche Schattenworte, lächelte ein Schattenlächeln. Sie blickte auf ihre Hände nieder und dachte: was habe ich gethan! Wäre sie das Weib eines Straßenwärters gewesen, die Augen dieser Leute hätten ihren amüsierten Glanz verloren, und die Frau Baronin oder was sie sein mochte, deren Stirn der Hochzeitskranz geschmückt, hätte nicht schelmisch gutmütig gezwinkert und den Mund verzogen. Wohin war Renate geraten, wohin durch Sehnsucht und Vertrauen!

Anselm Wanderer war entzückt, ja begeistert von der Liebenswürdigkeit des Ehepaars. Der Baron, sagte er, wie man sagt: seine Majestät. Sie hatte Mitleid mit ihm, denn jetzt ahnte sie die Tiefe,

in die er sich verstoßen glaubte, weil sie selbst von der Stunde ab sich als eine Verstoßene fand. Not und Sorgen sah sie mit neuen, furchterfüllten Blicken an. Sie verließ am selben Tag das Haus in einem Zustand qualvoller Verwirrtheit. Ihre Begriffe verfinsterten sich; Angst trieb sie an, rasch zu gehen, in den Straßen glaubte sie die Blicke auf sich gerichtet. Es kam ihr vor, als sei sie ärmlich gekleidet, obwohl ihr Anzug sich durch nichts von dem früherer Tage unterschied. In der Theatinerstraße war ein großes Damen-Modegeschäft, wo sie seit je hatte arbeiten lassen. Sie öffnete den Laden und ging hinein. Man empfing sie ehrfurchtsvoll, war eilig zu ihren Diensten. Das erleichterte sie. Wie wachsam sie auch jedem Wort lauschte, das der vornehme Besitzer und die angestellten Damen an sie richtete, nichts ließ auf eine Verringerung des Respektes schließen, den sie hier zu finden gewohnt war. Darum wurde sie ruhiger im Innern, ja eine Wandlung ihres Geschicks erschien ihr nicht unwahrscheinlich. Sie war freundlich mit dem blonden Fräulein, das ihr Stoffe brachte, bewegte sich unbefangen in dem hohen, geschmackvollen Raum mit den Ebenholzmöbeln und echten Teppichen. Sie fand Gefallen an einem wertvollen Seidenstoff, sie sagte dem Inhaber, sie würde herschicken und einige Meter holen lassen. Verbeugungen und abwehrende Gesten seitens des höflichen Mannes und ein unglückliches Gesicht bei Renates Weigerung, den Stoff an ihre Adresse senden zu lassen. Aber die undurch-

dringliche Miene des Kaufmanns hatte sie doch getäuscht. Er wußte und argwöhnte.

Sonderbar, daß sie getröstet den Rückweg antrat. Es erschien ihr überaus wünschenswert, jenen Stoff zu besitzen und sie sann hin und her, wie sie es ermöglichen könne. Zuhause fand sie Anselm und erzählte ihm mit kindlicher und harmloser Begehrlichkeit. Sie saß neben ihm und plauderte wie seit langem nicht, während der Tag sich draußen der Dämmerung zuneigte.

„Ja, ich muß Dir den Stoff verschaffen und lasse Dir auch das Kleid dazu machen," sagte Wanderer mit verzerrtem Gesicht und einer Erregung, die seine Hände zittern ließ.

Der Ton, die Stimme, das leidenschaftliche Versprechen ernüchterten Renate sofort. „Womit willst Du es denn bezahlen?" fragte sie kalt. „Sogar das Klavier ist ja gestern geholt worden, weil Du es nicht bezahlen kannst."

„Ich werde Angelus verkaufen," murmelte er hastig.

Renate sah ihn befremdet an. „Den Hund hast Du mir doch geschenkt," erwiderte sie mit bleichen Lippen. „Das ist sehr merkwürdig."

Anselm blieb am Fenster stehen und preßte die Stirn an die Scheiben. „Es ist wahr," flüsterte er unterwürfig. „Ich weiß nicht, was ich thun soll. Sei nicht mißtrauisch, Renate. Schau mich nicht so an. Du wirst mich um den Verstand bringen."

Renate lachte höhnisch — und erschrak darüber. Sie stand auf und zündete die Lampe an.

„Soll ich das Essen bestellen, Renate?" fragte Anselm scheu und noch ergebener als vorher.

„Ich will nicht essen."

„Renate!"

„Ich kann nicht essen. Was willst Du? Warum schreist Du?"

„Ist denn alles vergebens? Siehst Du nicht, wie ich Dir diene, nur für Dich lebe, nur an Dich denke? Ich bin Dein Sklave geworden. O ich ahne, daß wir uns mißverstehen."

„Ja. Ich verstehe Dich nicht mehr."

„Wirst Du heute Nacht wieder so grausam sein, wie gestern, Renate?"

„Ja."

„Ja? Sag nein! Du weißt nicht, was Du sprichst. Renate, ich ermorde Dich ja, Du Einzige." Er umschlang sie mit Armen wie von Eisen; sie stieß einen Schrei aus, wand sich wie ein Wurm, warf den Kopf tief in den Nacken, preßte, drängte ihn fort, atmete schwer, stammelte, biß die Zähne zusammen und stieß ihn endlich mit übermenschlicher Kraft gegen die Ecke, wo er seltsam grinsend stehen blieb.

Schweigend standen sie sich gegenüber, Renate bleich. Endlich sagte sie: „Das ist erbärmlich. Das hätt' ich nie gedacht."

Anselm lachte convulsivisch und trostlos. Er zog seinen Mantel an, setzte überlangsam den Hut

auf und sagte: „ich gehe." Renate schwieg. Er entledigte sich schnell wieder des Mantels, als hätte er etwas vergessen und ging auf und ab. Es wurde Nacht. Die verschwimmenden Laute der Geschäftigkeiten draußen drangen durch die Fenster. Eine Magd schrie sehr erregt. Wanderer begann zu reden, lange Litaneien, worin er seinen Zustand psychologisch zu zergliedern suchte. Tiefe Trauer lag in seinen Worten, aber Renate hörte darüber hinweg und lauschte aufmerksam dem Geschrei der Magd. Schließlich bat er niedrig und knechtisch um Verzeihung, maß sich alle Schuld bei, versprach und bettelte. Renate erhob sich. Von einem stürmischen Ekel erfaßt, ging sie zum Spiegel und betrachtete sich. Aber das dumpfe, rötliche Licht der Lampe genügte nicht, daß sie deutlich ihre Züge sehen konnte.

Anselm war still und gedachte in brennendem Schmerz des für immer verlorenen Stolzes. Wer sich einmal wegwirft, kann sich nie mehr finden, dachte er. Sein haßerfüllter Blick folgte Renate, und alle Wichtigkeiten der Welt wurden ihm wertlos gegenüber diesem Wesen, das sich ihm entzog. Er dachte an Gudstikkers Briefe, und es erschien ihm sicher, daß Jener ihm Renate geraubt. Das nie weichende Gefühl einer Schuld, die er verbergen zu müssen glaubte, entwickelte Fähigkeiten des Argwohns in ihm, wie sie nur bei untergeordneten Charakteren zu treffen sind. Er sah sich belauert, verleumdet, verlassen, verraten und durfte nicht einmal den Märtyrer spielen. Offene Bekenntnisse verweigerte seine störrische und

eigenliebende Natur. Der Richter in ihm spielte eine zerfleischende Rolle, aber der Vertheidiger war geschickt in Tröstungen und Gründen. Daß er einer gemeinen Handlung fähig gewesen, war das Hemmnis zu jeder fruchtbaren That. Oft bereute er mit einer Glut, die seine Selbstachtung völlig vernichtete, und da er vor aller Welt die Stirne in den Staub legte, wortlos um Verstehen und Verzeihen flehte, entschwand ihm alles Selbstbewußtsein wie die Bretter eines versinkenden Schiffs. Zu versinken schien ihm noch angenehm, wenn es nur von Renates Liebe umfangen geschah. Oft predigte er sich Stolz und Entsagung in einsamen Stunden, doch kaum ihr nahe, schritt er besinnungslos von einer Demütigung zur andern. Was galt es ihm, die Freunde zu verlieren, die Hoffnungen zu verlieren, wenn nur Renate blieb. So entfalteten sich durch das unheilvolle Zusammentreffen der Umstände die verderblichsten Keime seines Wesens, die sonst auf ewig geschlummert hätten, wie sie bei vielen andern unerweckt und ungekannt beiben.

4.

In der Kneipe spielte er. Sobald er die Karten hingeworfen hatte, stürzte er nervös davon und nach Hause. „Ich vermute: eine defekte Psyche," sagte Salatsch, der abgeschaffte Dozent, ziemlich tiefsinnig. „Er hat sieben Mark gewonnen," bemerkte Stieve seufzend. „Wenn ich Quietist wäre wie Süssenguth,"

begann Uibeleisen, „würde ich sagen, (er äffte Süssenguths keuchende Extase nach): das sind alles unerhörte Schwächungen, zu verlieren, zu gewinnen, zu spielen.“

Es war Nacht. Von Norden kam der Wind, und der Umhang von Wanderers Mantel flatterte hoch auf. Die Schritte schallten wie in einer Halle, und der Weg wurde lang durch Ungeduld. Es kam ein Mann von der Kirchentreppe herab, sah aus wie der Schellenbube. Der Brunnen vor der Universität stellte unleugbar das Eichelaß dar. Kneipendunst, Kneipenvisionen. Selbst im Dunkel des englischen Gartens saß ein Spielkönig der Trumpf-Farbe mit Krone und eisigem Kartenlächeln.

Renate lag im Bett. Sie schlief nicht, erwiderte aber kaum seinen Gruß. Das Licht war im andern Zimmer, und aus dem Halbdunkel leuchteten ihre Augen feucht und klar. Anselm nahm einen Stuhl und setzte sich an ihr Lager, nahm ihre Hand in die seine. Sie sah zur Decke, als ob sie das Spiel eines Schattens in Spannung versetzte und bat ihn so, mit aufwärts gerichteten Blicken, die Lampe hereinzubringen. „Fürchtest Du Dich denn vor mir?“ fragte Anselm mit schüchternem Lächeln. Sie aber dachte, daß es ungefähr so sein könne, wenn ein grauer Schatten an ihrem Lager säße. Kein Stern hing in den Wolken, über allen Dingen lag Finsternis, und verhallen würde ihr Ruf. Anselm durfte nicht seine Lippen den ihren nähern, sie litt es nicht. Bis zum Hals herauf hüllte sie sich in die Decke, und ihr

Gesicht war voll Erwartung und Mißtrauen. Anselm war bettelarm an Worten. Er versuchte, zärtlich zu sein, sie stieß ihn zurück. Es kam zu einem üblen Wortgefecht, an dem sie mit ruhiger Verachtung, Anselm aber mit der Glut seiner Sinne teilnahm. Er wußte sich nicht mehr zu beherrschen, seinen Kopf erfüllte eine brennende Hitze. Er ergriff Renate, zerrte sie aus dem Lager, und in einem Atem flehte er um Erbarmen und drohte mit dem Aeußersten. Da sprang Angelus aus der Ecke. Mit fletschenden Zähnen wandte er sich gegen den Herrn und Anselm ließ ab, fiel in einen Zustand verzweiflungsvoller Nüchternheit. Renate blieb regungslos auf dem Teppich liegen, winselnd umschritt sie der Hund, beleckte ihre fahlen Wangen, die entblößte Brust, das nackte Bein. Sie rührte sich nicht. Anselm stand am Fenster, und sein Körper zitterte; eine eiskalte Hand preßte sich um seinen Hals. Seine Augen, die in den schwarzen Himmel sahen, hatten einen brünstig-bittenden Ausdruck: Verhängnis, laß mich los. Er wagte nicht, ins Zimmer zurückzuschauen, die Stille darin berührte ihn wie die Stille nach einem Mord. In seinen Gedanken rief er Leute, die er kannte, zu Zeugen auf, daß er nicht Böses gewollt. Süssenguth spielte die Rolle eines Versöhnungs-Apostels. Stieve war mehr klug, als liebreich und meinte: Fallende dürfen nicht lieben; sie reißen alles mit sich, was sie im Falle berühren. Ach, welch ein Opfer könnte er Renate anbieten, daß sie dies vergäße? In den Fensterschweiß der Scheibe

schrieb er mit trägem Finger: mein Herz ist zerrissen. Dann wandte er sich um, und ihm schwindelte bei Renates Anblick. Näher kommend, murmelte er verstört in sich hinein, aber Angelus begann heftig zu knurren. Anselm jagte ihn fort und beugte sich nieder, Renate aufzurichten. Sie zuckte so zusammen, daß er erschrak. „Soll ich hinausgehen?" fragte er sanft. Renate nickte. Ein wunderlicher Laut wurde vernehmlich, als ob sie innerlich schluchzte. Er ging, schloß die Thüre, zündete draußen Licht an, nahm am Schreibtisch Platz und schrieb großzügig: Memoiren des Anselm Wanderer; auf dem Wege verunglückt, schuldig aus Liebe, verzweifelt aus Liebe, gewaltthätig aus Schwäche, prahlerisch aus Angst, hat er sich an Renate Fuchs vergriffen. Darunter eine Fratze mit einer kleinen und eine mit einer großen Nase, dann viele Male das Wort Ich. Es war ein Verzweiflungsausbruch, vielsagender als Thränen.

Als er wieder ins Schlafzimmer ging, lag Renate im Bett, an dessen Seite Angelus mit aufmerksamem Wächterblick hockte. Es war, als ob sie schliefe. Anselm nahm den Mantel, verlöschte die Lichter und verließ das Haus, streifte durch die Gassen, die still lagen wie in einer toten Stadt. Ein Mann ging vor ihm her, der jede zweite Laterne abschraubte. In der Adalbertstraße begegnete ihm Gudstikker, der jetzt erst, es schlug zwei Uhr, aus einer Gesellschaft kam. Sein Mantel war offen, und das Frackhemd leuchtete wie Milchglas. Er blieb stehen, schimpfte

über die Soiréen und Gastereien und sagte, daß die Gewohnheit, höflich zu sein, einen zur Memme mache. Er wußte, was mit Wanderer vorgegangen war, aus dessen eigenem Mund, aber auch, tendenziöser gefärbt, aus dem der Gräfin. Er hatte sich ein wenig als Papst gefühlt, damals, da er im Namen aller Gütiggesinnten ihm verziehen. Aber wem man einmal hat verzeihen dürfen, der hört auf, ein Gleichgestellter zu sein. So bewahrte auch Gudstikker gegenüber Wanderer einen onkelhaften Ernst und quittierte dessen scheue Dankbarkeit mit kleinen Grausamkeiten der Dialektik. „Warum sind Sie nicht zu Hause?" fragte er. „Liebeskrank?" Und er schüttelte bedenklich den Kopf. „Anselm werde hart! Verliebtheit nimmt man selber ernst, die Andern finden sie komisch. Für Sie giebt es nur einen Weg: Einsamkeit und Arbeit, Arbeit. Nicht beirren lassen! Nicht herumschleichen und horchen. Ich habe da mal ein Gedicht gemacht, worin die Stelle vorkommt: Wenn es gilt, einen Gefallenen zu lästern, werden alle Menschen zu Brüdern und Schwestern."

„Das ist wahr."

„Na, sehen Sie."

„Wie geht das weiter? Es interessiert mich."

„Weiter? Warten Sie —:

Ein Jeder lebt die Zeit, die ihm gehört,
Ein Jeder lebt sein Leben willenlos.
Keiner ist frei. Und wer die Ordnung stört,
Trotzig der ehernen Bestimmung wehrt,
Ihm wird das sichre Unheil riesengroß."

„Das ist wahr." Im Stillen empfand Wanderer jedoch den Widerspruch der Verse mit jenen Ratschlägen wohl.

„Also, Kopf hoch, gute Nacht." Mit einem herzlichen Händedruck, der wie voll Zufriedenheit war, für seine Verse einen lebendigen Wahrheitsbeweis gefunden zu haben, entfernte sich Gudstikker. Aber es wollte keine gute Nacht werden für Wanderer. Auf dem einsamen Spaziergang fand er plötzlich einen düsteren Haß gegen seine Freunde in sich. Keiner reichte die Hand. Jeder ging mit dem stillen Versprechen weiter, das nächste Mal bereit zu sein. Und ihr Trost, der in der Tiefe die Befriedigung widerspiegelte, daß man nicht der Getröstete zu sein brauchte! Wer mich tröstet, beschimpft mich, dachte Anselm erbittert. Müde, gleichgiltig gegen alles Erleben, stumpf für Selbstvorwürfe und im dunklen Drang einer Rache, ließ er sich von einem Frauenzimmer anreden, bei dem er die Nacht verbrachte.

5.

Renate wußte das, hatte es vorgeahnt. Als er am Mittag, der dieser Nacht folgte, ins Zimmer trat, spürte sie es in der Luft, auch wenn sie sein mattes, reuiges und finsteres Gesicht nicht erblickt hätte. Ihr war kein Zweifel mehr geblieben, daß er die Jahre vor ihr mit Dirnen verschleppt hatte. Deshalb war sein überhungertes Herz in der Liebe verdorben. In

leiser, unpersönlicher Klage, etwas kindlich durch stilistische Unbeholfenheit, hatte sie ähnliche Gedanken einmal Gudstikker geschrieben. Er hatte ihr geantwortet: cosi fan tutte. Und wenn es Alle so machten, dann nahte wohl Jeder mit befleckten Händen, um Reines zu empfangen.

Die Sonne schien und die Welt sah heute liebenswürdig drein. Aufatmend, mit einem etwas melancholischen Gefühl der Freiheit, verließ Renate das Haus. Von goldigen Schleiern überhaucht, lag die Landschaft des großen Parks ausgebreitet. Renate spannte den weißen Spitzenschirm auf, raffte das Kleid und setzte langsam den Weg fort. Drei junge Burschen vom Gymnasium blieben stehen und starrten ihr mit säuerlichem Lächeln in den kreidigen Gesichtern nach. Auch ein alter Herr drehte sich um, der einen Sonnenschirm trug, so groß wie ein Coroussell-Dach. Die Eleganz und die ruhige Vornehmheit ihrer Erscheinung war doppelt anziehend an diesem hellfrohen, würzigen Vorfrühlingstag. Ihr Gang hatte etwas Wiegendes, rhythmisch Schleppendes, bedächtig Träumerisches. Ihre schlanke, feine und nervöse Gestalt, engumschlossen von dem schwarzen Kleid wollte sich nicht recht dem Allerleibunt des Werktages anpassen. Der weiße Handschuh, der den Rock hielt, sah von Weitem wie eine Riesenperle aus; der Unterrock war von leuchtender gelber Stickerei besetzt, und der einfache Hut trug einen grünen Bandknoten.

Es waren nur wenige Schritte zu Helene Bro-

sams Wohnung, und Renate ging hin, in dem dunklen Bedürfnis, mit einer Frau zu plaudern. Als sie die erste Treppe erstiegen hatte, blieb sie stehen und dachte, den bohrenden Blick in die Tiefe richtend, an jenen Tag zurück, der sie zuletzt hier gesehen hatte. Heute war sie voller Erinnerungen.

Helene war zu Hause. Mit ihrem Katzengang trippelte sie dem Gast entgegen und schien befangen. Ihre Stimme klang unnatürlich hell, als wollte sie beglückter scheinen, als sie war. „Sind Sie's denn wirklich? Mein Gott, Sie sehen aber schlecht aus, so blaß!"

„Auch Sie haben sich verändert," erwiderte Renate ziemlich fassungslos. „Seh ich denn wirklich so schlecht aus?" fügte sie kindlich erschreckt hinzu und sah nach einem Spiegel umher.

Dann redeten sie ein gezwungenes Allerlei von Kleinigkeiten, und Renate fand es mehr und mehr peinlich, hier zu sitzen wie eine Bittstellerin, die nicht zu bitten wagt. Sie begann von Gudstikker zu sprechen, aber Helene lenkte so hastig ab, daß Renate erst jetzt in das schmale und etwas grausame Gesicht der jungen Frau sah. Renate hatte sie vor ihrer Heirat gekannt. Was war aus dem frischen, trotzigen, ahnungsvollen Geschöpf geworden! „Gudstikker ist ein Mensch wie die Zuckerhüte in den Krämerauslagen," sagte Helene Brosam kalt. „Wenn man näher zusieht, ist es Gips oder gar lackiertes Holz." Renate wollte Einwände machen, doch beherrschte sie sich. Ein ausgreifender Schritt wurde vernehm-

bar, und der Doktor erschien. Ein „Erscheinen" war es, denn er trat ein wenig Kothurn, und jede Verbeugung war eine Uebung des guten Tons. Die Luft wurde kälter in seiner Anwesenheit. Er hatte die Schönemänner-Gewohnheit, leere Dinge gewichtig zu nehmen, und jede dürre Bemerkung in Humoristen-Art zuzuspitzen. Auch war er bieder, und weil Taktlosigkeit zum eingestandenen Vorrecht der Biderben gehört, nutzte er es aus. Er begrüßte Renate mit treuem, festem Händedruck, sprach ein wenig über Welt und Leben und meinte schließlich liebreich: „Haben Sie damals nicht übereilt gehandelt, Fräulein Fuchs, als Sie das Haus Ihrer Eltern im Stich ließen? Heute wären Sie Herzogin. Maledetto, was sagst Du Helene!"

Als Renate sich verabschiedet hatte, langte sie wirren Kopfes auf der Straße an. Sie dachte: je mehr Männer ich kennen lerne, je mehr begreife ich die unglücklichen Frauen. Von Helene war nur zu sagen, daß sie einer zerbrochenen Vase glich, die einst kostbar gewesen. Und die Andern? Die zu Scherben gehen, ehe eine Hand sie schmückt?

Es mußten ihre wühlenden Gedanken schuld sein, daß sie nun in der Maria-Theresiastraße stand. Ihr Wille war es nicht gewesen. Doch nun war sie da. Das Eltern-Haus stand leer. Den Winter über hatte es wohl niemand mieten wollen. Vom ersten Stock aus konnte man einen Teil der Stadt überblicken. Das Erkereck dort war das Lieblingseck ihrer Mutter gewesen. Im Garten standen noch die Turn-

geräte. Eine alte Katze und zwei junge, drollige Kätzchen spielten im Hof vor der Stallthüre; das Abendrot widerglänzte auf ihrem seidigen Fell. Die alte Katze hatte ein Gesicht wie Henriette, die Köchin, die sieben Jahre bei Fuchsens gewesen war und einen Ofensetzer geheiratet hatte.

Renate erinnerte sich an einen Stahlstich, den sie einst gesehen. Ein barfüßiger Knabe stand an die Säule eines Palasts gelehnt und starrte sentimental zu den hellen Fenstern empor. Unter dem Bild war gestanden: nächtlich vor des Reichen Thür.

Renate war sehr ermüdet und benutzte am Maximilianeum die Pferdebahn. Umgeben von schweigenden Menschen, die wie verschlossene Schränke aussahen, hatte sie die seltsame Empfindung, als ob ihr Leben von heute ab einen andern Weg nehmen würde. Diese Empfindung wuchs, als sie in Wanderers Wohnung angelangt war, die ihr fremd und abstoßend erschien.

Anselm saß am Fenster und las. Doch fühlte sie sofort, daß seine Lektüre nur eine vorgeschützte Beschäftigung sein müsse, denn es war beinahe finster. Sie hatte den Eindruck, daß etwas Verborgenes und Schlechtes geschehen war. Erstarrend blieb sie stehen, dachte voll klarer Energie nach. Aber so nahe sie sich auch einem bestimmten Verdacht fühlte, fand sie keine Form dafür. Anselms Blicke waren krankhaft gespannt auf ein Blatt seines Buches geheftet, das er nicht umschlug. Die Nasenflügel und der Mund zitterten. Er stellte sich, als hätte er Renates Kommen

nicht bemerkt. Angelus wedelte freudig und berührte mit den Vordertatzen Renates Arm, als wollte er sie auffordern, Hut und Jacke abzulegen.

Renate legte ab und zündete die Lampe an. Plötzlich hatte sie den formlos schwirrenden Verdacht wie im Fluge festgehalten. Im zweiten Fach des Schreibtischs, in einer versperrten Schublade hatte sie ihre Briefe aufbewahrt. Als sie auf den Schreibtisch zuging, zuckte Wanderer zusammen, legte das Buch aus der Hand und stand auf. Er schloß das Fenster, um aufs Neue den Vorwand einer Beschäftigung zu haben.

Die Schublade war mit Gewalt geöffnet worden; das Schloß war förmlich zerrissen. Der Inhalt von Briefen war durchwühlt, die Briefe aus früherer Zeit waren nach hinten gehäuft und diejenigen Gudstikkers lagen obenauf. Von ihrer musterhaften Ordnung sah Renate nichts mehr.

Im ersten Augenblick war sie wie betäubt. Wanderer hantierte an den Zugschnüren der Gardine herum. Dann aber, totenbleich geworden vor Zorn und Abscheu, sagte sie mit heiserer Stimme: „Was hast du da gemacht?"

Anselm ließ den Arm sinken und trat aus den Gardinen hervor, die ihm eine Art Schlupfwinkel gewesen waren. Seine Augen hatten einen trunkenen, irrsinnigen Glanz. Er betrachtete scheu die offene Schublade, dann murmelte er entsetzt und vorwurfsvoll: „Ich? Ich soll —? Was fällt Dir ein, Renate! Ist die Schublade erbrochen, wie?"

Renate maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen und sagte nichts als: „Lügner".

Wanderers Züge wurden flammend rot. Er hielt sich an einer Stuhl-Lehne fest und sagte wild: „So wahr ich lebe, Renate, ich hab' es nicht gethan. Aber das ist wahr, Jemand hat mir gesagt, daß Du mit Gudstikker —" Er stockte, preßte die Hände an die Schläfen. Er wußte offenbar kaum, was er redete.

„Das da, — und noch dazu lügen!" flüsterte Renate kopfschüttelnd.

„Renate, — ein Freund hat mir's gesagt, ein Freund. Er heißt Neuhaus."

„Das ist ja alles erlogen."

„Renate!"

„Wenn Du wüßtest, wie verächtlich Du mir bist, würdest Du meinen Namen nicht mehr nennen." Sie ging hin, zog ihre Jacke an, setzte langsam den Hut auf, heftete den Schleier vor dem Spiegel fest, streifte die Handschuhe an, nahm den Schirm und wandte sich der Thüre zu. Anselm, der mit qualvoller Erwartung zugesehen, sprang hinzu, schnitt ihr den Weg ab und rief in höchster Angst mit den Lauten eines Tiers: „Nicht fort, Renate! Nicht fort!"

Renate sah ihn unwillig an und sagte: „Wenn Du mich nicht hinausläßt, ruf ich die Leute zu Hilfe."

„Warum denn, Renate? Kann Dich denn nichts wieder versöhnen?"

„Versöhnen? Ich habe aufgehört, Dich zu achten. Mit einem Mann, der so etwas thut, kann ich nicht in einem Haus wohnen. Mach die Thür frei, bitte.“

„Lieber erschieß ich Dich und mich.“

Renate lächelte bitter. Sie ging entschlossen zur zweiten Thür dieses Zimmers, pochte heftig; Frau Corvinus öffnete und Renate betrat deren Zimmer. Noch einmal blickte sie zurück in den Raum, den sie verlassen hatte. Wanderer war an der Thür in die Kniee gesunken und hatte die Stirn an den Pfosten gelegt. Sie fühlte Mitleid mit ihm und befahl dem Hund Angelus, der ihr gefolgt war, zurückzubleiben. Das Tier gehorchte widerwillig. „Bitte, Frau Corvinus, lassen Sie mich hinaus,“ sagte sie ohne Erklärung zu der erstaunten Dame.

Als sie auf der Straße stand, eilte ihr Herr Ottmar nach. Angelus folgte ihm auf den Fersen. „Sie möchten doch den Hund mitnehmen, gnädige Frau, weil es zu spät wird, bis Sie zurückkommen, meint Herr Wanderer.“ Er sagte stets „gnädige Frau“ zu ihr und glaubte daher, in großer Gunst zu stehen. Mit zwei Kratzfüßen zog er sich zurück. „Soll ich Sie vielleicht ein Stück begleiten? Die Königinstraße ist öde,“ rief er noch unter der Hausthür in jenem eleganten Deutsch, welches der Spott aller Mägde der Nachbarschaft war. Er sagte beinahe „begleuten“, statt begleiten, so vornehm war er mitunter.

Wohin soll ich nun gehen? dachte Renate.

Elftes Kapitel

1.

In allen Dingen bewies Anna Xylander eine kluge Umsicht und hausfrauliche Sorgsamkeit. Ihre kleine Wohnung in der Salvatorgasse hatte etwas von der anspruchslosen Einfachheit einer ländlichen Pastorswohnung. Ein schwarzes Stehklavier war noch das kostbarste darin. In der That war sie eine Pastorstochter aus dem Oberfränkischen, besaß aber außer einer taubstummen und lahmen Großtante, die auf dem Land lebte, und ihrem Bruder keinerlei Familien-Anhang. Sie hatte mit ihren dreißig Jahren schon ein achtungswerthes Stück Lebensarbeit geleistet, hatte die Arme zu rühren verstanden und war eine Freundin der graden Wege und der graden Worte. Dabei erwarb sie nicht nur ihr eigenes Stück Brot, sondern half auch bei Stieve tüchtig mit, dessen Lethargie unheilbar schien. Ihre Kapuzinerpredigten genossen eine gewisse Berühmtheit, denn sie scheute nicht die keckſten Anstößigkeiten und entschuldigte sich damit, daß sie nicht so frisiert reden könne. Immer von temperamentvoller Unge-

rechtigkeit, lebte sie nur von Aufwallung zu Aufwallung, vertrug sich in der Regel schlecht mit Frauen, aber desto mehr mit Männern, „bei denen man sich nicht zu genieren braucht." Auf alles „Feine" war sie erbost, und sie war im Stand, einen neuen Hut bloß deshalb nicht zu tragen, weil er in Mode war. Freilich war sie trotz allem nichts von dem, was man ein Naturkind nennt. Naturkinder pflegen in allen Lagen obenauf zu sein, haben eine glückliche Hand für Gelegenheiten und eine untrügliche Eingebung für das, was geschmackvoll ist. Sie nehmen es weder schwer mit der Liebe, noch mit dem Geld, und wenn sie irgendwo verspielt haben, zahlen sie den Verlust aus, falls sie können, und haben keinen Platz für Schwermut und wuchtige Nutzanwendung in ihrem Herzen. Was von Poesie in ihnen ist, entfließt einem Temperament, das zwischen Echtem und Erquältem ohne Mühe unterscheidet.

So war nun Anna Xylander nicht. Bei ihr ging alles ins Bizarre. In manchem hatte sie den Standpunkt der Kinder, die „nun gerade nicht" wollen, und was die Liebe angeht, so konnte davon nicht die Rede sein, ehe nicht die laufenden Schulden bezahlt waren. Dabei war sie nicht einmal ordnungsvoll, sondern in ihrem Wesen war etwas tief Unordentliches. Es gab Leute, die sie haßte, wenn sie abwesend waren, und denen sie huldigte in ihrer Gegenwart. Nicht aus Falschheit. Das waren meist Menschen, die ihr überlegen waren, oder sie hatte die betreffende Person einmal sehr gern

gehabt, oder sie vergaß einfach bei einer Plauderei den Grund ihres Hasses. Am besten war der daran, den sie bemitleidete; dem wurden sofort alle Winkel ihres Wesens hell. Am schlechtesten hinwiederum der, von dem sie sich bemitleidet glaubte.

Viele Jahre schon dauerte ihr Verhältnis mit Stieve. Man konnte es kaum mehr Liebe nennen. In vielen Dingen war es etwas durchaus Geschwisterliches, ohne das Muß-Interesse, das oft an Geschwisterlichem hängt. Zuweilen hatte Anna einen mütterlichen, spöttisch-beschützenden Ton, was in Gesellschaften zu komischen Situationen führte. Gesellschaftlich und ökonomisch beherrschte sie ihn völlig; wenn sie ihrerseits nie auf Heirat gedrungen hatte, war das, obwohl sie es leugnete, ein Zug edler Selbstlosigkeit. Sie wollte ihn nirgends hindern. In geistigen Dingen dagegen, in Freundschaftsfragen, in allgemeinen Sympathieen ließ sich Stieve nicht dareinreden, schon um das Aeußerliche der „Manneswürde“ zu wahren. Im Uebrigen schützten ihn seine Intelligenz und sein feines Taktgefühl vor Herausforderungen, deren Folgen zu tragen er nicht Willenskraft und Schlagfertigkeit genug besaß.

An den Abenden, wenn ihn seine Pflicht nicht ins Theater oder zu Versammlungen rief, kam Stieve immer zu Anna Xylander, um mit ihr zu Abend zu essen. So auch heute. In dem kleinen, schmalen Wohnzimmer saßen sie einander gegenüber und hatten das übliche Bohémien-Gemisch vor sich: Schinken, Eier, Käse, Häring, Thee. Die Hängelampe brannte,

die weißen Gardinen waren sorgsam auseinandergezogen, die gescheuerten Dielen leuchteten vor Reinlichkeit. Schmuckeres war nicht zu denken.

„Es ist ein wenig kalt," bemerkte Stieve kauend.

„So? Um die Zeit, weißt Du, heizen selbst die Millionäre nimmer," war der schnöde Bescheid.

„Hast Du Geld, Anna?"

„Was? Geld?"

„Ich muß heute Abend noch Papier kaufen."

„Vierundsechzig Pfennig hab ich. Das Goldstück wird vor Sonntag nicht gewechselt."

„Du bist entsetzlich kindisch."

„Kann schon sein."

„Wie oft hab ich Dir schon gesagt —!"

„Wie oft hast Du mir schon gesagt — ja. Das kenn ich. Predigen ist umsonst, mein Lieber. Wenn man euch Männer nicht am Bändel hält, ist es nicht zum Drauskommen. Wenn Du nur ein anderes Leben anfangen wolltest!"

„Ein anderes Leben! Ich weiß gar nicht, was Du damit willst. Ich kann doch nicht Reichskanzler werden." Stieve zupfte unwillig an seiner Nasenspitze.

„Reg Dich nicht auf, Stieve. Laß das Nasenspitzel in Ruh." Anna Xylander lachte gutmütig.

„Ihr Weiber seid doch eine wie die andere." Nach dieser erbaulichen Wendung trank Stieve seine Schale aus und legte sich das untere Ende eines Härings auf den Teller. „So ein Häring, das ist doch noch was. Da kann man noch von Idealis-

mus reden, so lang man Häring soupiert." Er neigte liebevoll seinen Kopf auf die Schulter, der selber etwas von einem Häringskopf hatte. „Dein Bruder Martin nährt sich nur noch davon."

„Also will denn das Schwein wirklich heiraten?" fuhr Anna entrüstet heraus und machte eine Bewegung des Abscheus.

„Ja ja. Es ist soviel wie sicher. Gisa Schumann ist schon bei der Söderborg draußen, der Freundin von Hedwig Uibeleisen, das Aufgebot ist auch erfolgt. Verliebt ist er ebenfalls. Er ist so verliebt, daß er sich jede Nacht betrinkt und auf dem Heimweg den Hochzeitsmarsch brüllt. Gestern Nacht ist er arretiert worden und hat den Gendarmen ein poesieloses Faultier geheißen. Kostet Geld, so was."

„Aber um Gotteswillen, Stieve, womit will er denn heiraten?"

„Womit? Mit nichts. Er hat da einen armen Idioten von einem Grafen gefunden, dem er eine schauspielerische Zukunft prophezeit. Davon lebt er momentan."

„Der Mensch geht zu Grund."

„Zu Grund müssen Viele gehn. Sonst könnten die Kletterer nicht hinaufklettern."

„Und Gisa? Will sie ihn denn?"

„Scheint so. Scheint mir ein Verzweiflungsschritt zu sein."

„Das arme Mädel ist von Monat zu Monat tiefer heruntergekommen."

„Ja. So ist eben das Leben."

„Lächerlich, Stieve. So ist das Leben nicht. Was heißt das überhaupt: so ist das Leben?“

„Apropos, Anna“ — und Stieve richtete sich aus seiner bequemen Lage auf dem Sopha empor — „da hätt ich beinahe das Wichtigste vergessen. Ich wollte Dir erzählen, daß Renate Fuchs seit gestern Abend verschwunden ist.“

„Verschwunden? Das ist ja schon Kriminalroman . . .“ Anna Xylander stützte beide Ellbogen auf den Tisch und sah Stieve durchdringend an.

„Ja, denk Dir nur. Wanderer war heute früh schon in meiner Wohnung, ganz verzweifelt. Er hat sie gestern Abend noch fortgehn lassen und dachte, sie käme bald wieder. Nachmittag kam er in einer unbeschreiblichen Verzweiflung ins Café. Er wollte auf die Polizei, aber wir haben ihm klar gemacht, daß es sinnlos ist und nur einen Skandal verursacht. Vorläufig wenigstens. Er meinte dann selbst, sie wäre zu einer Bekannten oder Freundin. Aber etwas war da nicht richtig mit ihm. Er war zu verstört.“

„Er thut mir leid. Und sie auch. Ein schönes Mädchen. Neulich bin ich ihr im Hofgarten begegnet, und wir haben lang miteinander geplaudert. Sie wollte mich einmal besuchen.“

„Aber was das Merkwürdige ist, kommt erst. Um fünf Uhr begleitete ich Wanderer nach Haus. Und an der Veterinärschule steht der Hund, den sie mit genommen hatte, und springt uns winselnd entgegen. Das ist ganz rätselhaft. Wanderer verlor

fast die Besinnung. Ich sagte ihm, er solle mit zu Dir herauf, damit er nicht ganz allein ist. Aber ohne mich zu hören, ist er nach Haus gestürzt."

„Da ist was geschehn, Stieve. Ich weiß nicht, Du bist so unsympathisch ruhig bei solchen Sachen. Da kann was Schreckliches passieren."

„Geh Angstmeier. Wir leben doch in einem Kulturstaat."

„Das machst Du ausgezeichnet. Ich weiß nicht, ihr Männer seid alle wie die Frösch. Drum veracht ich euch doch so. Was haben denn die Andern gesagt?"

„Du weißt ja wie sie sind. Gudstikker kam dazu. Auch der wollte gleich zur Polizei."

„Gudstikker! Gräßlich. Ein Tintenfisch!"

„Ich bitte Dich! Dein Haß um jeden Preis macht mich nervös."

„Ja ja. Du wirst schon sehn. Mein Gefühl betrügt mich nicht."

So wurde noch ein wenig in Worten geplänkelt, und nach einer Viertelstunde verabschiedete sich Stieve, mit Ermahnungen betreffs Frühnachhausegehn reichlich ausgestattet.

2.

Anna Xylander zog ihre Hausschuhe an, wobei ihre Bewegungen den Charakter ruhefroher Behaglichkeit annahmen. Eine Weile stand sie am Fenster,

sah den spitzen Turm der russischen Kirche und die breiten Kuppeln der Theatinerkirche vom Mondlicht übergossen, und der Mond selbst stand wie ein feuriges Hörnchen am Rand des Turmdaches, bereit, die Mitternacht anzublasen: Mitternacht und Frühlingsnacht, alles voller Weihe. Hierauf setzte sich Anna Xylander in die Sophaecke, nahm ein Zeitungsblatt, in welchem Stieves Kritik über das letzte Gudstikkersche Buch stand und las. Stieve schrieb da in seiner rücksichtsvollen Weise, die nie verletzen sollte, eine lange Kette von Betrachtungen, nicht ohne geheime Bitterkeit. Zum Schluß wurde es offenbar: ja, der Verfasser schreibe „schön", gewiß. Aber er sei nun so süß und weich geworden wie ein gebratener Apfel, recht geeignet für den Magen des Bourgeois. Anna mußte lächeln, erst über den Vergleich, und nun schon gar, wenn Stieve mit dem Bourgois anfing. Aber der Vergleich hatte etwas Anheimelndes und Leckeres für sie. Sie ging und legte einen Apfel in die Röhre und mußte laut lachen in der Voraussicht, daß sie ihm das morgen erzählen würde. Süß mußte er sein und weich, ganz im Gegensatz zu dem sauren und harten Stieve, dem Nicht-Bourgois. Ueberhaupt, was so ein Mann alles zu sein glaubt, wenn er einmal die Feder in der Hand hat; Könige ertränkt er in der Tinte.

Plötzlich läutete es. Anna Xylander erschrak und vergaß ihre Gebratene-Aepfel-Philosophie. Wer mochte zu dieser Stunde kommen? Stieve? Das wäre sonderbar; auch war es nicht die Hausglocke,

sondern die des Korridors. Anna hatte keine Furcht, aber es schien ihr, als solle sie den Rotbackigen in der Röhre heute nicht mehr verzehren. Sie zündete eine Kerze an, ging hinaus, lugte durch's Guckloch, öffnete und hätte beinahe den Leuchter fallen lassen, denn Renate stand vor ihr.

Anna Xylander öffnete den Mund zu einer formlosen Begrüßung, dachte in einem Nu an Wanderer, an Stieve, an abenteuerliche Ereignisse, dabei aber trat ihr zunächst die Frage wegen des Hausthors auf die Zunge, als achte sie dies für das Allerwichtigste. Ja, antwortete Renate kleinlaut, ein Herr, der im Hause wohne, habe geöffnet, als sie drunten die Glocke ziehen wollte; habe sie freundlich hereingelassen, als sie gesagt, daß sie zu Fräulein Xylander müsse. „Wollen Sie, daß ich wieder fortgehe?" fügte sie tonlos hinzu.

Davon war Anna weit entfernt und sagte es auch in ihrer unbeholfenen Art. Stürmisch forderte sie Renate auf, einzutreten, zog sie an der Hand nach sich, nahm ihr in der Stube Hut, Schirm, Pelzchen und Jacke ab, und sagte, während sie so eifrig beschäftigt war: „Ja *mein* Gott, Fräulein, wie sehn Sie denn aus? Möchten Sie einen Kaffee oder Thee oder ein Glaserl Schnaps, Kirsch hab ich und Heidelbeer, und wie kalt die Handerln sind und die eisigen Wangen, *mein* Gott! Natürlich bleiben Sie die Nacht über hier, das versteht sich ja von selber, und die Stiefel ziehn wir auch aus, ich stell derweil die warmen Pantoffeln zum Ofen."

Anna kniete vor Renate, mit dem Aufschnüren der Schuhe beschäftigt. Renate beugte sich vor, legte beide Hände auf Annas Schultern, drückte die Lippen auf deren Haar, und schließlich auch die Stirn. Anna blieb unbeweglich, fühlte das fortlaufende Zittern in Renates Körper und zwei warme Tropfen, die ihr auf das Haar fielen. Dann erhob sie sich sanft und suchte Renate zu beschwichtigen: „Nicht weinen, Arme, nicht weinen."

Nach geraumer Zeit fragte Anna Xylander teilnehmend und so, daß es nicht wie Neugierde aussehen konnte: „Wollen Sie denn nicht mehr zu Herrn Wanderer zurück?" Doch klang aus der Frage mehr Wissen, als Anna hatte verraten wollen, und sie wurde verlegen.

Renate bemerkte es kaum. Sie schüttelte den Kopf. „Später erzähl ich Ihnen alles," flüsterte sie scheu. Aber weil Anna sie immer besorgter betrachtete, fing sie gleich damit an: wie sie ihm erst gefolgt war, ohne Bedenken, ja voller Stolz. Wie sie aber bald gemerkt habe, daß er nicht der Rechte sei. Wie dann das Unglück mit seinem Vermögen gekommen sei und ihn entschleiert habe. Von Tag zu Tag seien sie sich fremder geworden, denn er habe alles unerfüllt gelassen, was sie von einem Mann, von dem Mann, dem sie sich grenzenlos ergeben, erwartet habe. Und schließlich, als sie sich ihm versagt habe, sei es schrecklich gewesen, welch niedrige Seiten seiner Natur zum Vorschein gekommen. „Er hatte etwas Verstecktes angenommen und ich bekam erst Furcht,

dann —. Ach, es war eine Hölle zuletzt. Mir war, als sei der Schmutz haushoch um mich her."

Anna Xylander lauschte mit tief verstehenden Blicken. War es nicht ihr eigenes Leben, das sich da vor ihr entrollte, nur gedrängter und jede Schuld verdeutlichter? Sie freilich hatte gewährt, immerzu gewährt, als die Liebe vorbei war aus Mitleid, aus Kameraderie, aus Gleichgiltigkeit, aus Frivolität, aus Furcht vor Szenen, ja vor Unbequemlichkeit. Das sei eben des Lebens Zweck und der Liebe Ziel, hieß es da immer; die Welt bestehe dadurch und nicht durch empfindsame Gelüste. So wurden selbst die Küsse, die täuschenden, zum immer kürzeren Vorspiel, und übrig blieb das Entehrende, weil mit kühler Seele Gewährte. Das ist Frauenschicksal, hatte einmal Katharina Herz zu Anna gemeint. Es mußte wohl wahr sein. Erst ein kurzer Garten, dann eine lange Wüste mit Hunger und Durst. Freilich, Stieve war ein Mann, mit dem sich Freundschaft schließen ließ, und daran war alles Empören gescheitert.

So war es nun mit Anna Xylander; in einem Nu konnte sie sich in die bittersten Gefühle hineinreden. Voll Inbrunst drückte sie Renate an sich, daß dieser einen Augenblick bang wurde. Ja, sie wisse wohl, was auf Wanderer laste. Und mit wenigen Worten erzählte es Anna.

Renate schwieg lange, als diese Erzählung beendet war. „Er hat es um meinetwillen gethan," sagte sie endlich nachdenklich. Plötzlich schauderte sie zusammen und ließ den Kopf tief sinken.

„Vielleicht können Sie sich doch wieder mit ihm versöhnen," sagte Anna, die sich nicht vorstellen konnte, was mit Renate werden sollte.

„Nie! nie!" brach Renate leidenschaftlich aus und klammerte die Finger um Annas Hand, als fürchte sie, fortgerissen zu werden.

Jetzt war Anna den Thränen nahe, denn sie verstand ja das alles gut genug. „Sie sagen ‚Nie', Renate. Aber man muß nicht nie sagen."

„Nein, nein! Es ist unmöglich."

„Warum? Weil Sie das erfahren haben? Wollen Sie denn so hinleben und —"

„Ja, ich will so hinleben und arbeiten."

„Das ist leicht gesagt. Hat schon manche gesagt. Dazu sind die feinen Hände nicht, Renate."

„O ich will schon. Nur nicht mehr zurück."

„Seien Sie vernünftig. Warten wir ein paar Tage, oder ein paar Wochen. Da sieht sich alles anders an. Vielleicht mit Ihren Eltern —?"

„Ach Fräulein Xylander —!"

„Sagen Sie doch Anna zu mir. Das ist einfacher."

Renate lächelte scheu. „Wenn Sie wüßten, wie unmöglich das jetzt ist. Da könnt ich mich ebensogut in die Isar stürzen."

„Warum sagen Sie jetzt? Auf einmal —? Ach ja, das vergeß ich ganz . . . wo waren Sie denn seit gestern?"

„Ich hab mich so herumgetrieben, stundenlang," flüsterte Renate. „Dann ging ich in ein Hotel, — ich

weiß gar nicht mehr, wie es heißt.“ Plötzlich fing sie so heftig an zu schluchzen, daß es schien, als wollte sie ersticken. Anna Xylander nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und suchte sie zu beruhigen.

Als Renate ruhig geworden war, geschah etwas Sonderbares. Sie stand auf, und ihr Gesicht war trotz des besorgten Ausdrucks und der gefurchten Stirn beängstigend unbeweglich. Sich leicht zurückbeugend, kramte sie in der Tasche ihres Rockes und zog in der geballten Hand etwas Blaues, Zerknittertes hervor. Sie öffnete die Hand und betrachtete ungefähr drei oder vier Hundertmark-Noten, die ineinander verknüllt waren. Sie betrachtete die Scheine mit einer gewissen stumpfsinnigen Aufmerksamkeit, und die erstaunte Anna Xylander erhob sich langsam, mit weit geöffneten Augen von ihrem Stuhl. Renate ging zum Ofen, riß die Eisenthüre auf, und machte eine Bewegung, die Noten in die Glut zu werfen, als Anna auf sie zustürzte und ihre Hand zurückriß. „Sind Sie denn wahnsinnig?“ schrie sie auf.

Renate ließ die Scheine los und hielt sich am Ofen fest, da sie sonst gefallen wäre. Sie starrte in die Glut des offenen Feuers, und ihr Gesicht rötete sich davon. Mit einem Grauen ohne Gleichen gedachte sie der vergangenen Nacht, in der sie alle Schrecken der Einsamkeit empfunden und mit verwirrtem Sinn durch Straßen und Straßen gewandert war. Die völlige Hilflosigkeit, in der sie sich befand, erzeugte Schreckgesichte. Sie ging auf das Tele-

graphen-Amt und depeschierte ihren Eltern: thörichte Worte, in denen sie allen Stolz verlor und nur mit fieberischen Lauten der Angst redete. Und wie viel Ueberlegung gehörte trotzdem dazu: eine Adresse anzugeben, zu schreiben, vor dem Beamten zu stehen und zu warten . . .

Man hatte ihr Geld geschickt, — ohne Zeichen, ohne Worte. Diese Stunde empfand sie als eine körperliche Züchtigung, die sie sich selbst zugefügt, und deren demütigende Macht ohne Grenzen war. Sie hätte stolzer bleiben dürfen, hätte man ihren Ruf nicht gehört.

Anna Xylander saß am Tisch und entknitterte sorgsam die Noten, strich sie mit den Händen glatt, — in einer liebevollen Weise, die ein Leben der Entbehrungen beleuchtete. „Es sind vier Stück," sagte sie schließlich schwankend, ob sie es humoristisch nehmen solle. „Warum haben Sie denn das Geld verbrennen wollen?" fragte sie.

„Ich will nichts davon sehen," entgegnete Renate abgewandt, mit verschleierter Stimme.

Anna Xylander seufzte. „Es ist alles so, wie man's selber nimmt," sagte sie betrübt. „Die Hauptsache ist schließlich, daß man noch unglücklich sein kann. Da ist noch nichts verloren. Wer rein ist, bleibt rein, das ist ein altes Wort von mir. Schaun Sie, es ist jetzt so mit uns Frauen, daß wir faktisch nicht mehr wissen, wohinaus, wo das Gute liegt oder das Schlimme. Wir sitzen da, jede sitzt da und wartet, daß Einer kommt und den Weg zeigt. Aber

es kommt Keiner. Denn wir verstehen uns nicht selber, wir müssen verstanden werden. Wir fallen so oft auf den Ersten herein, fast immer. Aber das ist nie der Beste. Manchmal geh ich so auf der Straße und denke mir: der ist's oder der hätt' es sein können. Ein Blick ist oft wie ein langes Leben. Na, da geht dann der Betreffende vorbei und ich seh ihn nie wieder. Das ist schlecht eingerichtet, find ich."

„Wenn ich nur wüßte, was ich thun soll," flüsterte Renate ratlos.

Indessen, die schnellgewonnene Freundin tröstete sie auf Morgen. „Das Morgen ist nicht so übel wies die Leute machen. Und gar in der Nacht. In der Nacht kann ich nichts beschließen. Morgen werden wir Stieve alles erzählen. Wenn es Andere betrifft, weiß er immer was zu raten." Unter solchen Reden half sie Renate beim Entkleiden und verfuhr mit ihr wie mit einer Puppe. Alles fand sie entzückend, jedes Kleidungsstück erweckte ihre Begeisterung. Renate hatte nichts zur Nachttoilette bei sich und schämte sich dessen. Aber sie schämte sich auch sonst vor Anna Xylander, was deren lauten Jubel hervorrief. Als Renate das dunkle Haar auflöste, um es durchzukämmen, fielen die Strähne auf ihre bloße Schulter und Anna stand vor ihr, schlug die Hände zusammen und meinte, sie habe noch niemals eine so weiße Haut gesehen, so glatt, und anzufühlen wie Sammet. Errötend wandte sich Renate ab, und um etwas zu sagen, bemerkte sie, daß es hier gut röche, nach ge-

bratenen Aepfeln. Anna brachte den Apfel herbei, der schon ganz schwarz war. Renate schälte die verkohlte Rinde ab und biß hungrig in die dampfende Frucht. Aber sie schlug es aus, mehr zu essen als den Apfel. Wie sie da saß, das blasse und ein wenig verhärmte Gesicht im Rahmen der Haare, mit einem halb verstohlenen, halb furchtsamen Lächeln, die eine Hand auf die Brust gepreßt, konnte Anna keinen Blick von ihr wenden. Das Bild blieb ihrem Gedächtnis unverlöschlich eingegraben; unverlöschlich die schmale, reine Stirn, die großen, dunklen, fragenden Augen, der schlanke Hals, die schneeweiße Büste und die magere gelbliche Hand auf dem Spitzenhemd. Langsam trat sie heran, legte ihre Arme um Renate; ihre herben Züge wurden weich und mit einem dumpfen Seufzer küßte sie die junge Freundin auf die Augen und den Mund und flüsterte befangen: „Du bist schön."

Renate fühlte eine nicht zu bezwingende Bangigkeit, konnte nicht reden, auch später nicht, als sie im Bette lag, Anna schweigend, regungslos, mit gefalteten Händen neben ihr. Sie sah den Mond, der schon rot zu werden anfing und nicht mehr auf den Kuppeln, sondern auf dem Rand der Häuserdächer stand. Die Nacht war still, windlos und von weichen Frühlingslüften erfüllt.

Es war unmöglich für Renate, zu schlafen. Es war, als stände ein Frager an ihrem Bett, der all ihre eigenen Sorgen in einer Frage widerklingen ließ.

3.

Stieves Erstaunen ging so weit, daß sein Gesicht das menschliche Ansehen verlor und dafür etwa den Ausdruck eines erschreckten Papageis annahm. An stillen Huldigungen für Renate ließ er es nicht fehlen, denn für ihn trug sie noch immer den Glanz jener großen Welt, die ihm unerreichbar schien, und die er zu verachten glaubte, so lange sie nicht den Kreis seines Lebens berührte. Wäre er reich gewesen, so hätte ihm seine eigentümliche und geräuschlose Vornehmheit, sein ruhiger Takt den Ruf eines Kavaliers gesichert. Arm jedoch, waren diese Eigenschaften nichts. Für Renates Lage fehlte ihm das Verständnis. Er betrachtete ihr Thun wie einen harmlosen Ausflug in plebejisches Land, und seine Ratschläge hatten demnach etwas Gutmütig-Ironisches, als trüge er auf seine Weise zu dem Gelingen eines Spiels bei.

Das fühlte Renate; fühlte, daß von allen Dingen dies am schlimmsten war. Dazu kam ihre Beobachtung, wie unglücklich Anna Xylander war, wie oft ein unbezähmbarer Haß gegen Stieve sie erfüllte, am meisten dann, wenn sie ihr zärtlich beschützendes Wesen gegen ihn annahm. Ihre Geberden und Blicke waren von einer deutlichen Beredsamkeit: er hat mein Leben zertrümmert, ruht behaglich auf den Fetzen meiner Hoffnungen. Ein quälender Neid gegen Jeden, der mit voller Tasche

ging, war in ihr, und doch konnte sie den Erinnerungen Renates aus dem Elternhaus mit atemlosen Entzücken lauschen.

Zwei Tage war Renate bei Anna, da erschien Wanderer, den Stieve nicht im Ungewissen lassen wollte. Seine Befürchtungen, durch Sehnsucht und Reue entflammt, hatten etwas von Wahnsinn angenommen. Er stürzte erregt und zitternd ins Zimmer ehe Anna, die ihm geöffnet, es verhindern konnte, fiel vor Renate in die Kniee und erhob stumm flehend die Hände. Auch Angelus kam. Und wer freute sich mehr als Angelus! Er schoß von einem Eck ins andre, warf Stühle um, zerbrach eine Tasse und den Blumentopf und schien nicht übel Lust zu haben, vor Vergnügen die Wände hinaufzuklettern.

Anna, zartfühlend wie sie sein konnte, hatte sich angekleidet und war verschwunden. „Steh doch auf," sagte Renate gütig zu Anselm.

Er that es in einer Weise, die zeigen sollte, daß er nichts anderes wünsche, als ihr zu gehorchen. „Ich habe nicht geschlafen, nicht gegessen, nicht gelebt," sagte er dumpf.

Renate seufzte, blickte fort von ihm, da er nicht nur sich selbst, sondern auch sie demütigte. „Zurück kann ich nicht," antwortete sie mit starrem Blick und wiederholte: „kann ich nicht." Und als er sich vor ihr in den Staub legte, mit beschwörenden Worten ihr Innerstes zu rühren versuchte, als sein Gesicht nach und nach so bleich wurde, daß die Züge alles Leben verloren, als er ihr sagte, was

auf dem Spiel stehe („o Renate, Du verbietest mir damit, weiter zu leben"), erhob sie sich und sagte: „Du hast Dich ja der Verachtung der Leute preisgegeben." Ja, sie sagte ‚preisgegeben' und hatte sich geradezu bemüht um solch ein Buchwort. Ein sonderbarer Zorn erwachte in ihr, daß er sie an jenem Abend hatte gehen lassen, statt sie mit Stricken an den Pfosten der Thüre zu fesseln. Freilich, was er auch hätte thun mögen, der Liebe konnten dadurch keine Flammen mehr geschürt werden.

Als Renate das von der Verachtung der Leute gesagt hatte, fand Anselm keine Worte mehr. Er schloß die Augen, legte den Kopf ein wenig in den Nacken, als wäre soeben eine drückende Bürde von seinen Schultern gefallen. Seltsam genug, jetzt, weil sie es wußte, linderte sich die brennende, fressende Glut seiner Liebe. Jetzt brauchte er nicht mehr sein Gefühl zu überhitzen, um sich selbst zu täuschen in dem Gedanken ihrer Unschuld an seinem Fall; um Renate zu täuschen über seine schwere Verzweiflung. Da sie es wußte, brauchte er nicht mehr hündische Kniffe, um eine Selbstachtung zu heucheln, die er immer mehr entschwinden sah, und er konnte männlicher tragen, was ihm zugefallen. Nie hätte er selbst es ihr gestehen können, aber sein Wunsch, daß sie es wissen möge, hatte oft eine fieberhafte Gewalt erreicht. Vielleicht glaubte er, ihr gerechter Sinn würde dann ein Teilchen Schuld übernehmen und würde eine neue Brücke über den Abgrund bauen, der zwischen ihnen entstanden war.

Aus Mitleid und feinem Takt sprach Renate von gleichgiltigen Dingen, bat ihn, daß er ihre Kisten und Koffer hierher in Anna Xylanders Wohnung schicken möge, fragte scherzhaft nach dem Befinden des Ehepaars Corvinus, und Anselm fand sich mit Fassung in diese gar zu blassen Gesprächsstoffe. Er erhob sich schließlich, wie um durch eine Abschiedsbewegung ein letztes Wort der Entscheidung herbeizuführen und sagte: „Den Hund, Renate, bitte ich Dich zu behalten. Er hängt so sehr an Dir, und wenn Du ihn hast, ist es, als wäre ein Stück von mir immer bei Dir."

„Das ist auch so der Fall," versetzte Renate, halb mit Bitterkeit und halb bewegt. „Und jetzt will ich Dir was sagen, Anselm. Führe Dein Leben von nun an wieder allein. Und wenn es so geworden ist, wie Du's willst, durch Deine eigene Kraft, dann wirst Du mich ja zu finden wissen. Jetzt müssen wir die Zeit vergehen lassen."

Wie sehr fühlte Renate, daß sie unaufrichtig war, daß sie ihn so nicht wiederfinden würde, finden wollte, daß die gegenwärtige Stunde die letzte war, in der sie das vertraute Du getauscht. Anselm aber nickte zustimmend. Sein Wesen war ernster, gelassener, fester und beinahe voll Zukunftsglauben.

Eine solche Macht haben Worte.

Bevor er ging, trat er nahe und suchend an Renate heran. Sie ergriff seinen Kopf bei den Schläfen und küßte ihn flüchtig auf die Lippen. Ein letzter Blick, und er verließ das Zimmer. Renate

blickte noch lange auf die wiedergeschlossene Thür, als sei nun ein Schleier über ein bedeutungsvolles Stück ihres Lebens gefallen, und als ruhe diese Liebe mit all ihren Enttäuschungen schon im Schoß einer Vergangenheit, die ferner lag, als es der Augenblick wollte. Es war auch, als empfinde sie die abenteuerlichen Verstrickungen voraus, die von nun ab ihr Leben ausmachen sollten.

Angelus lag still vor ihr, den aufmerksamen und menschlichen Blick unablässig auf ihr Gesicht gerichtet. Draußen flutete eine goldene Sonne, die das erwachende Blütenjahr verkündete. So lange, bis Anna kam, konnte Renate nicht dasitzen und die Zeit vergrübeln. Sie nahm eine Stickerei zur Hand in dem Willen, schon jetzt die Zeit der „Arbeit" zu beginnen, von der sie geträumt. Aber es machte ihr wenig Freude. Erstens war es häßlich, daß die Hände farbig wurden von der Wolle. Dann war das „guten Appetit, mein Herr", das sie in den Stoff sticken sollte, doch gar zu läppisch. So setzte sie sich zuerst an das Fenster, sah den Leuten zu, die wie Marionetten straßauf, straßunter eilten oder trippelten und vertrieb die übrige Zeit mit tändelndem Klavierspiel. Aber allein zu sein in diesem etwas betrüblichen und armseligen Raum, das machte sie traurig.

4.

Das kärgliche Leben, welches Anna Xylander führte, schreckte Renate wenig, denn für den Magen hatte sie keine Wünsche. Wohl aber waren es die wunderlich zerrütteten Verhältnisse, die ihre Seele verfinsterten. Wenn Anna aus Stieves Wohnung kam, war sie meist in einem Zustand barster Hoffnungslosigkeit und bitterer Ernüchterung. Dann sollte Renate erzählen, vom Leben da droben in den Sphären, wo die Atlas- und Seidenmusik rauschte und Gold in unvertilgbarer Menge auf die Dielen hüpfte. Das Auf und Ab in Annas Laune war oft erschreckend; von zerfließender Schwermut zum brutalen Gelächter cynischer Späße war bei ihr kein Uebergang. Stieve kam seltener. Ihn verstimmte es, daß der Anblick von Renates schlichter Vornehmheit und einfacher Eleganz so drückend und zugleich aufrührerisch auf Anna wirkte. Ihr ganzes Verhalten gegen ihn war eine Anklage: so hätte ich auch sein können, wenn Du nicht gekommen wärst, die Blumen meines Gartens zu zertreten. Doch so sonderbar es klingt, wirkte auf Anna die Vorstellung, daß Stieve überhaupt imstande gewesen war, etwas zu vernichten wenn es auch ihr eigenes Leben war, imponierend und versöhnte sie fast mit seiner apathischen Sanftmut.

Es wurde die Frage erwogen, ob Renate nicht ein Zimmer mieten solle. Sie selbst hatte es vor-

geschlagen, denn sie fürchtete, lästig zu fallen und die beiden Leute zu stören, sowohl in ihren Kämpfen, als auch in den ruhigen Stunden. Anna aber protestierte lebhaft. Vielleicht mochte sie die Geldsumme nicht missen, die Renate mitgebracht, und von der sie den Unterhalt ihres Gastes bestritt, vielleicht aber hatte sie nur Freundschaft dazu veranlaßt und jene seltsam überhitzte Liebe, die sie für das junge Mädchen empfand. Denn Renate allein, hinausgestoßen in die Zufälle der Gasse, das war nicht gut auszudenken. Renate sehnte sich nach Einsamkeit und auch wieder nicht. Ja, dahinaus, hinauf in die Berge hätte sie mögen, und was sie sah und dachte, beflügelte solche Wünsche.

Auch mit ihrem Vorsatz, zu arbeiten, quälte sie sich. Die besinnungslose Fieberhast einer ganzen Stadt verstörte ihre Gedanken. In allen Gegenden des Himmels stieg der Schweiß der Arbeitsamen, Arbeitvollen empor wie Dunst aus einem Meer. Jedes Hirn zermühte sich in tausendfältigen Qualen, die doch nur ein einziges Ziel hatten, jede Stirn war umfangen von dem einen, ehernen Gedanken, und zahllose erschöpfte Hände streckten sich aus nach Mehr. Nur sie allein müßig! Aber was hatte sie gelernt? Ein altersgraues Vorurteil hatte sie daran gehindert, ihre Sinne zu sammeln für eine Thätigkeit, ihre Gedanken zu gewöhnen an ein übersichtliches Maß von Geschäften, ihre Hände zu üben in Stetigkeit und Ausdauer, ihren Ehrgeiz zu entflammen für ein gemeines Vollbringen. Was sollte

sie also thun? Denn freiwillig noch tiefer herabsteigen von der Stufe, auf welche sie herabgeglitten war, das hätte sie völlig zerstört in diesen Tagen. Mußte also ein Weib das Edelste ohne Zögern feilbieten, wenn sie sich im grauenhaften Kampf der Existenzen behaupten will? Mußte sie irgend einem bebarteten Hohlkopf den ermatteten Arm reichen, nur weil er ein Mann war, damit sie sich retten könne in ein mehr oder weniger reinliches, gebrechliches Boot?

In der Not ihres Sinnens verfiel sie auf ihre Malerei und gab eine Anfrage in die Zeitung. Sie erhielt das Angebot einer großen Wiener Fächerfabrik. Dort wollte man „moderne“ Blumen-Ornamente in persönlicher Weise auf Fächer gemalt haben, da, wie der Brief sich ausdrückte, die Industrie unter dem Schlendrian maschineller Köpfe zu Grunde zu gehn drohe. Renate ließ sich die Stoffe senden und malte nun zum Erstaunen Stieves und Anna Xylanders lustig drauf los. Sie hatte Einfälle, gewöhnte sich an das Material, fand Freude an der stillen und poetischen Arbeit. Jetzt war sie auch unter denen, die mit umfangenen Stirnen am Werk waren. Aber leer blieb ihr Herz, und täglich empfand sie das schmerzlicher. Die Fabrik zahlte schlecht, aber Renate fand sich königlich belohnt. Denn wer nicht mit der Seele schafft, findet, sofern er ehrlich ist, jeden Entgelt für seine Arbeit unverdient.

„Das ist doch ziemlich überspannt,“ meinte

Anna eines trüben Tages zu Renate, die eine Lilien-Arabeske auf schwarzen Crèpe de Chine malte. Die Blumen sahen aus wie gespenstisch lang gestreckte, gebogene Leiber.

„Ach, man schwärmt jetzt so für das Ueberspannte," erwiderte Renate resigniert. „Die Leute finden es schön. Ich übrigens auch. Sehn Sie Anna, die Lilien sind lauter Frauen, und das Schwarze, der schwarze Stoff ... na, sagen wir, der ist das Leben. Da oben mal ich noch was goldnes her, vielleicht einen Halbmond. Und die Lilien können nie da hinaufreichen, weil ich es nicht will. ich bin der Lilienherrgott." Renate lächelte.

Anna schüttelte den Kopf und lachte cynisch. „Nein! Gedanken haben sie wie eine kranke Laus," platzte sie los. Renate erblaßte und legte den Pinsel weg. „Ja, Anna," entgegnete sie mit gesenktem Blick. „Krank mögen meine Gedanken schon sein. Da haben Sie recht. Aber ich frage mich nur immer, ob ich im Unrecht bin und wohin das alles führen soll."

Anna bereute herzlich ihre Worte und streichelte Renates Haar. Aber mit dem Malen war es für heute vorbei. Ueberdies sollte Besuch kommen: Gisa Schumann und Katharina Herz. Gisa war noch immer bei Frau Söderborg, und in acht Tagen sollte sie Hochzeit mit Xylander feiern. Sie hatte an Anna geschrieben: ich muß kommen, denn sonst weiß ich nicht, was geschieht.

„Ist das wirklich wahr mit Wanderer?" fragte

Renate, am Fenster stehend und in den düstern Himmel starrend.

„Ja, es muß schon wahr sein."

„Es thut mir leid," flüsterte Renate nachdenklich, doch ohne tiefere Teilnahme. Sie fand derlei jetzt selbstverständlich, jedenfalls aber der Trauer unwert. Wanderer hatte ein Verhältnis mit einer dunklen Dame, wohnte in einer Art Keller, ging umher wie ein Landstreicher, lebte wie ein Mensch ohne Gehirn, trunken, haltlos, besinnungslos. Sein Untergang schien unvermeidlich.

„Denken Sie nur, Anna," sagte Renate gleich darauf, „ich habe einen komischen Traum gehabt wegen Gisa."

„So? Das ist ja furchtbar, Sie Arme. Selbst im Schlaf lassen sie ihr keine Ruh", spottete Anna gutmütig. Sie liebte es, von Anwesenden in der dritten Person zu sprechen.

„Was ist eigentlich mit der Frau Söderborg?" fragte Renate. „Ich höre so oft den Namen, und Jeder macht ein so merkwürdiges Gesicht dazu."

„Sie ist die beste Freundin der kleinen Uibeleisen", gab Anna ausweichend zur Antwort.

„Und sonst nichts?"

Anna Xylander lachte. „Das ist eine komische Geschichte, wissen Sie. Die Söderborg kam aus Rußland angeschneit, und Keiner weiß, warum sie hier in der Stadt blieb. Sie hat ein Kind, ein Mädchen von drei Jahren, und von einem Mann ist nie die Rede. Sie wissen ja, daß sie draußen

wohnt bei Süssenguths Cousinen, so lange die in der Schweiz bleiben. Sie waren ja auch einmal draußen."

„Nun, und weiter?"

„Weiter? Ja ... die Person führt halt ein unglaubliches Leben. Das Haus ist ihr überlassen, liegt am Ende der Welt, wo die Katzen einander gute Nacht wünschen. Es ist schauderhaft, was sie da treiben soll."

„So? Was denn?" fragte Regate naiv. Aber die Glocke klimperte, und Angelus bellte laut.

5.

Die allersonderbarsten Dinge kamen zum Gespräch, die von Renate nur von weitem verstanden und mit beklemmendem Ahnen gehört wurden. Außer Katharina Herz und Gisa war auch Hedwig Uibeleisen gekommen. Frau Herz war Malerin, stand einer Malschule für Damen vor, und Gisa war früher sozusagen das Hausmodell gewesen. Frau Herz hatte sich des jungen Mädchens mit der Leidenschaftlichkeit eines Menschen angenommen, dessen Leben gleichfalls in Verlassenheit hinfließt. Ihr Gatte, der Litterat, führte ein Dasein auf eigene Tasche und eigene Faust, doch die Tasche war leer, und die Faust glich im Lauf der Zeit einer ausgestreckten Hand. Sie malte und hatte mit ihren Bildchen einen gewissen Kurswert erreicht. Es war

stets dasselbe: eine junge Frau am geöffneten Kammerfenster, draußen die halbe Dämmerung. Zu Füßen der Gestalt spielten ein Kind und eine Katze. Bisweilen waren Zinnsoldaten dabei, bisweilen eine Spielwaren-Madam oder ein hölzerner Schornsteinfeger. Manchmal kniete die Mutter auf dem Boden und ordnete die Schlachten-Aufstellung, aber sie lächelte nicht, sondern blickte starr und angstvoll aus dem Zwielicht. Frau Herz war eine zimperliche Dame; ihre Rede ging auf den Zehen. Sie war meist höflicher, als notwendig schien und wunderte sich im Stillen über alles, was geschah. Sie war etwa vierzig Jahre alt, hatte aber das Gesicht eines kleinen Mädchens.

Während Hedwig Uibeleisen erzählte, schwieg Frau Herz, und in ihrem Schweigen war die Fülle ihrer Entrüstung. Auch Gisa redete nichts. Ihre Augen blickten unstät; sie atmete so hastig, daß sie ein paar Mal mit der Hand an den Hals griff. Oft schauerte sie zusammen; senkte den Kopf, um die zuckenden Lippen zu verbergen. Offenbar hatte sie kein rechtes Verständnis mehr für ihre Leiden, obwohl in ihrem Wesen eine Art traumhaften Grauens lag.

Gisa hatte fliehen wollen, war über die Felder bis zur Sternwarte gelaufen. Der Observator fand sie am Morgen ohnmächtig am Zaun liegen. Die Milchfrau lief zu Frau Söderborg, die noch schlief, die meist den ganzen Tag verschlief. Man brachte Gisa hinüber, und bis zum Abend lag sie bewußtlos.

Der Apotheker kam, später der Doktor. Vorgegangen war Folgendes.

Frau Söderborg hatte Herrengesellschaft geladen: einen Techniker, einen Schauspieler, einen Artisten und den Grafen Reiffenstuel. Gisa war ahnungslos dabei gesessen, beobachtete furchtsam, wie der Genuß des Weins die seltsamen Fünf entflammte. Frau Söderborg verschwand, kam wieder im Gewand der Nymphen, eilte auf Gisa zu, sie in die Arme zu schließen. Das entsetzte Mädchen floh in ihre Kammer, schloß sich ein, saß stundenlang zitternd auf dem Bettrand, verbrachte so die Nacht.

Die Kette von Leiden und Demütigungen, die Frau Söderborg um Gisa legte, war um so unzerbrechlicher, als jenes Weib mit dämonischer Erfindergabe jede Erniedrigung und Beleidigung durch einen scheinbar aufopferungsvollen Beweis von Freundschaft vergessen zu machen verstand. Sie haßte Gisa, und wunderliche Hindernisse entstanden für Gisa, dem zu entweichen. Sie liebte den Grafen Reiffenstuel mit aller Glut der Unbeachteten und Verstoßenen. Kaum wußten ihre Sinne davon. Zum ersten Mal wurde ihr ganzes Wesen in seiner Tiefe erschüttert. In ihrer Leidenschaft lag etwas von der hinreißenden, plötzlichen und vernichtenden Gewalt eines Natur-Ereignisses. Frau Söderborg wußte es. Aber Gisa, ihr zuerst bequem, wurde ihr unentbehrlich, da sie ihrer kleinen Tochter Gabriele in wenigen Wochen zur wahren Mutter geworden war. Daher konnte sie unbekümmert ihren Freiheitsgelüsten huldigen, und sie durfte andrer-

seits einem Geschöpf ihre Ueberlegenheit fühlen lassen, von dem sie sich verachtet wußte.

Gisa hatte sich des Kindes förmlich erbarmt, war ihm mehr als die unvollkommenen Träume von Zärtlichkeit, die sein junges Leben schon zu verdüstern begannen. Einer abenteuerlichen Verbindung entsprossen, das Bewußtsein schmerzlicher Verlassenheit in den Zügen tragend, fröstelnd vor jedem unbedachten Wort, an jedes liebreiche sich klammernd, beständig sich duckend wie eine Blume am Weg in der Angst, zertreten zu werden, war das schöne und eigentümlich kluge Kind dem willigen und verlangenden Erdreich ähnlich, in dem die ungestüm überfließenden Gefühle Gisas zur Blüte kamen.

Der Graf nahm plötzlich an Gisa eine Art Lebemanns-Interesse. Er kam täglich und brachte Geschenke für Gisa. Frau Söderborg wurde von wilder Eifersucht gepeinigt. Sie suchte Xylander argwöhnisch zu machen, aber der gutmütige und schwache Mensch vertraute Gisa völlig, deren Versprechen er besaß. Frau Söderborg, in ihren Vermögensverhältnissen am Rande des Abgrunds, konnte den Grafen nicht entbehren, und an jenem Montag, wo Gisa geflohen war, benutzte sie die gleichzeitige Anwesenheit Gisas und Reiffenstuels zu einer teuflischen, niedrigen Verleumdung. Gisa verstand erst nicht, was sie dem Grafen gesagt, dann aber verließ sie das Zimmer, das Haus, wandte sich laufend, sinnlos vor Scham, gegen die Felder . . .

Niemand hätte von alledem erfahren, wenn

nicht eine Dienstmagd von draußen, die um Gisas Beziehungen zu Frau Herz wußte, in deren Atelier gelaufen wäre. Die ratlose und ängstliche Malerin eilte zu Uibeleisens. Richard Uibeleisen war ein Freund der Frau Söderborg, und deshalb war Frau Hedwig bis jetzt gezwungen gewesen, ein Weib Freundin zu nennen, gegen das sie einen wahren Maulwurfshaß hegte. Beide Frauen fuhren in einer Droschke zu Frau Söderborg, fanden sie nicht zu Hause und nahmen Gisa, die noch wie betäubt war, mit sich. Zwei Nächte hatte Gisa bei Uibeleisens verbracht. Doch die Wohnung erwies sich als zu klein, in keinem Eckchen der zwei Zimmer war Platz und, was bizarr wirkte, Frau Hedwig wurde nun ihrerseits eifersüchtig. Die dritte Nacht verbrachte Gisa bei Frau Herz, aber der Litterat kam nach Hause und wollte aus seiner Trunkenheit Nutzen schlagen. Gisa hatte kein Geld, wußte nicht, wohin, ließ sich führen, sagte, sie wolle jenes verruchte Haus am Rande der Stadt nie wieder betreten und fühlte, daß eine magische Gewalt sie hinzog. Man kam zu Anna Xylander: ob Gisa die acht Tage bis zur Hochzeit hier verbringen könne.

In dem larmoyanten, halb verzweifelten, halb schüchternen Ton der Frau Hedwig vorgetragen, hatten diese ohnehin romanhaften Ereignisse und Verknüpfungen etwas durchaus Fabelhaftes und Fantastisches, umsomehr, als die Erzählerin nicht aus noch ein wußte mit ihrem Stoff. Kein Motiv irgend einer Handlung war deutbar und vernünftig;

die Person der Söderborg wuchs ins Verzerrte, Unglaubhafte, und Gisa selbst glich einer Wahnsinnigen, deren Thun sich jeder Kontrole entzog. Dazu fing Hedwig Uibeleisen an zu schluchzen, Katharina Herz folgte ihrem Beispiel, unentschieden, ob aus Teilnahme oder Ratlosigkeit. Anna Xylander, eindrucksfähig und leicht sentimental, begann ebenfalls zu heulen, stand auf und umarmte Gisa, die still vor sich hinweinte, während Angelus, der sich unbehaglich fühlte in dem Gemisch wunderlicher Geräusche, leise zu bellen sich entschloß. Renate fand zu der grotesken Versammlung keinerlei Beziehungen, starrte bald die eine, bald die andre an, biß sich auf die Lippen und hatte das Gefühl, als wohne sie der Szene eines Schauspiels bei, von der ihr das Vorher und Nachher unbekannt blieb.

Endlich sagte Anna Xylander: „Ihr habt Recht, man kann das Mädchen nicht sich selber überlassen. Bei der Söderborg kann man sie auch nicht lassen; die Person ist dem Teufel zu schlecht. Ja . . . und bei mir, das geht halt schwer. Ich schlafe mit Renate. Doch für die paar Tage macht es mir nichts aus, auf dem Sofa zu liegen, wenn Renate mit Gisa zusammenschlafen will."

Alle sahen auf Renate, die sich verfärbte und nervös an ihren Lippen nagte. So sympathisch ihr nach einer gewissen Seite Gisa war, — in Atem-Nähe Nacht um Nacht mit ihr zu schlafen, die, wenn auch unverschuldet, so viel vom ekelsten Schmutz des Lebens mit ins Lager brachte, das erregte so sehr

ihren Abscheu und Widerwillen, daß sie schroff aufstand und „Nein, das mag ich nicht“ sagte. Mit einer Betonung, die ihre Empfindungen unverhüllt zu erkennen gab.

Eine ganze Weile herrschte Schweigen. Die Ablehnung wirkte gleichartig auf alle vier. Angelus, als spüre er Gefahr für seine Herrin, richtete sich empor, reckte sich, stellte sich ostentativ neben Renate. Schon bereute sie, was sie gethan, nicht die Weigerung sondern nur die Worte, die sie dafür gewählt. Nicht hochmütig hatte sie scheinen wollen, sondern nur in Notwehr handelnd gegen ein unerklärliches, bedrückendes Phantom, das langsam heranrückte mit Fittigen, die von den Seufzern tausender verlorener Frauen geschwellt waren. Sie überhörte eine ebenso salbungsvolle als strafende Bemerkung, zu der Katharina Herz sich verpflichtet glaubte und sagte gütig einlenkend: „So mein ichs nicht. Ich will auf dem Sofa schlafen, Anna wird es gern erlauben, sie ist ja auch müder wie ich und braucht das Bett.“ Doch Anna Xylander lächelte finster; sie war plötzlich voll Haß gegen das verwöhnte Schoßkind des Glücks, das Renate in ihren Augen immer noch war. Sie fühlte sich eins mit Gisa Schumann, — gleich ihr das gehetzte, atemlose Wild.

Gisa verließ ihren Platz, neigte, wie sie zu thun pflegte, ihren Kopf gegen die Schulter und blickte madonnenhaft vor sich hin.

„Ich danke,“ sagte sie. „Ich danke schön. Ich gehe wieder hinaus zu — zu Gabriele. Die wenigen

Tage gehn schon vorbei. Soll geschehen, was will." Aufrichtig war das. In solch elegischem Fatalismus war sie ganz Jüdin. Aber ihre Fantasie malte zugleich anziehender, unwiderstehlicher als je das Bild des jungen Husaren-Offiziers, und sie war gewillt, zu leiden, betrachtete sich als verurteilt, zu leiden, ahnte vielleicht dumpf, was kommen mußte, jetzt, wo sie alle Macht über ihre Sinne so sehr verlor, daß sie sogar Renate zu hassen vergaß, von der sie tief beleidigt war.

„Das sagt man so: soll geschehen, was will," antwortete Frau Hedwig giftig, und doch auch mütterlich besorgt. „Aber ich bin nicht schuld, wenn ein Unglück daraus entsteht. Andre sinds, Andre, die sich rein fühlen und nicht wissen, was vor ihrer Thüre steht. Genug."

„Ich werde jeden Tag kommen und Sie besuchen," sagte Anna Xylander, Gisas Hand tätschelnd.

Renate wurde es schwindlig. Ihr war, als sei sie von Feinden eingeschlossen und könne sich nicht rühren. Angstvoll wandte sie sich an Gisa: „Bleiben Sie!" Doch jene schüttelte zerstreut den Kopf.

Nach dem geräuschvollen Aufbruch der drei Damen kam Anna Xylander vom Flur zurück und warf anscheinend achtlos die Worte hin: „Was die Weiber doch geschwätzig sind. Da will die Hedwig Uibeleisen wissen, daß Wanderer überall so sehr bedauert wird. Die Baronin Terke habe neulich in

einer Gesellschaft Stein und Bein geschworen, daß Sie eigentlich an seinem Ruin schuld sind."

„So?" fragte Renate frostig, während das Schwindelgefühl von vorhin wiederkehrte.

„Nein, diese Weiber," klagte Anna Xylander und schlug die Hände zusammen. Während der ganzen Zeit sah sie Renate gar nicht an, vermied es sogar nach der Richtung zu blicken, wo Renate stand. „Aber Anna," flüsterte Renate, „Sie wissen doch, wie es zugegangen ist."

„Ja schon, natürlich, regen Sie sich nur nicht auf deshalb."

Renate machte sich langsam zum Ausgehen fertig, und wie ihre Natur in schmerzlichen Lagen überhaupt zu stürmischen Entschlüssen neigte, hatte sie den seltsamen Vorsatz gefaßt, noch in derselben Stunde die Baronin Terke aufzusuchen, um sie zur Rede zu stellen. Ohne an anderes zu denken, als an die große Unbill, die ihr widerfahren war, eilte sie durch die Straßen, beachtete nicht den strahlenden Sonnenschein, der plötzlich alle Wolkentrübnis verscheucht hatte, fühlte nicht die würzige Luft des Frühlings, der hereinbrach an allen Ecken des Landes.

Auf der Stiege des gräflichen Hauses begegnete ihr die fantastisch gepuderte und geschminkte Baronin, die ihren Hund in das Grün des Gartens hinabtragen wollte. Renate war froh, jetzt konnte man sich nicht mehr verleugnen lassen. Die Baronin blieb so verdutzt stehen, daß ihre überroten Lippen den Dienst der Worte versagten. Mit den kleinen Aeug-

lein blickte sie flehend zu Renate empor, die entflammt, in Rechenschaft fordernder Haltung vor ihr stand. Kleinlaut, mit sorgenvoll gefurchter Stirn und mitleiderregendem, seufzendem Stimmchen bat sie endlich Renate, einzutreten.

6.

„Das ist aber nett, daß Sie kommen," keuchte die kleine Baronin in grimassenhafter und verlegener Freundlichkeit. „Geh, Tigerchen, geh, setz' dich nieder, — nicht auf den kalten Boden, — so. Was der Hund alles treibt! Also wie geht es Ihnen, Fräulein Fuchs? Meine Schwägerin ist leider nicht da. Adele ist verlobt, das werden Sie wissen. Komm, Tigerchen, komm."

Aber Tigerchen kam nicht, sondern ließ sich winselnd in der Ofenecke nieder und verfiel in eine Art Starrkrampf, der ihm sein verfehltes Dasein weitaus erträglicher machte. Indessen brachte Renate in mühseligen, doch durchaus nicht mutlosen Worten hervor, was sie hergeführt. Die Baronin rückte unruhig auf ihrem Sessel herum, fletschte die Lippen ein wenig, um sie zu befeuchten, dann platzte sie mit einem Ausruf der Entrüstung heraus. „Ich habe nichts gesagt, niemals. Ich habe nur gesagt, daß ich Sie bedaure, und das ist doch nichts Unrechtes. Und das thu ich auch heute noch, Fräulein Renate, trotzdem Sie mir sagen können, ich hätte keinen

Grund. Na, dann will ich Sie nicht ansehen dabei und sagen, daß Sie Recht haben. Ich denke, Sie wissen jetzt, wie die Welt läuft; und so etwas beunruhigt Sie noch? Wir leben ja in der Luft der Verleumdung, unsre Wände sind durchsichtig, und wenn ich meinen Hund in den Hof trage, machen sich die Leute im englischen Garten schon darüber lustig. Daran muß man sich gewöhnen. In unsrer Welt bleibt nichts rein, am wenigsten der reine Wille. Ich für meinen Teil hätte gewollt, daß Sie wegen etwas Andrem gekommen wären. Daß Sie das gethan haben, zeigt, daß Sie schlecht beraten oder ganz ratlos sind. Ich denke gut von Ihnen, wenn auch die Gräfin bei solchen Sachen das Moralvisier, Reichspatent, herunterläßt. Ach, ich könnte Ihnen erzählen, erzählen bis in die Nacht. Komm mein Tigerchen, komm."

„Ich will Sie nicht länger stören", sagte Renate mit leerem Blick. „Man hat mich getäuscht, ich bitte Sie um Verzeihung. Aber Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich unglücklich bin."

„Na, das freut mich. Aber wie gesagt, ich schaue Sie nicht an, dabei. Schade, daß wir nicht mehr so plauschen können wie früher. Das waren noch Zeiten. Sie gefallen mir gar nicht, gar nicht, Renate. Es giebt wenig Mädchen wie Sie. Die Verachtung sozialer Höhen, ja, das begreif ich. Obwohl es eigentlich ein jüdischer Zug ist. Und daß man nicht jeden Gimpel mit Eichenlaub heiraten will, begreif ich auch. Aber da drunten ists fürchterlich. Noch schlimmer,

wenn die Verleumdung aufhört und die Vergessenheit anfängt. Ich begreife ja, was Sie gewollt haben. Ein berühmter Mann hat mir einmal gesagt: heutzutage sind die jungen Mädchen dazu verurteilt, den Widersinn aller sozialen Vorurteile durch ihr Schicksal zu beweisen. Na, wie mans nimmt. Sehn Sie, die Adele, meine Nichte, die ist für den Gimpel mit Eichenlaub. Heiratet ihn sogar. Was mich nicht brennt, blas' ich nicht. Freilich, Sie hat es gebrannt. Sie haben einen Schlüssel gefunden und glaubten, er sei golden und öffne goldne Thüren. Es ist nichts damit. Wer ein Haus hat, Renate, schließt es zu in der Nacht, und wer draußen ist, gilt als Landstreicher. Da helfen goldne Schlüssel nichts. Immerhin, Kopf hoch und vergessen Sie Ihre alte Freundin nicht. Mir ist, als sollt ich Ihnen etwas sagen und komme nicht auf das Wort. Erinnern Sie sich an den Herbsttag, wo Sie bei uns waren und der bewußte junge Mann eintrat? Ein verdrehter Tag. Seitdem gehts auch mir schlechter. Kopfschmerzen, Brustschmerzen, Bauchschmerzen, ach ja. Mein Leben ist wie eine Uhr, die nur geht, wenn sie geschüttelt wird. Da hab ich gestern, das muß ich Ihnen noch erzählen, so ein Schwein in Pumphosen getroffen — hihi — die Elsa von Kapperitz, die kennen Sie doch? Hundertachzig Jahre alt, Astronomin, Geographin, Radlerin und nachts in ihrem Bett macht sie Afrikareisen, — die hat mir also von Ihnen vorgeschwärmt. Sie seien ein . . . ein was? . . . ja, ein weiblicher Christus. Na ja,

wenn ein Weib von den Männern stehen gelassen wurde, wird ihr Geist lasterhaft.“

So plauderte die kleine Baronin ihren kunterbunten Mischmasch herunter, sich beständig durch Seufzen und asthmatisches Aechzen unterbrechend. Hastig verabschiedete sich Renate, von einer Schwermut erfüllt, die jeden ihrer Schritte belastete. Fortgegangen war sie, um Rechenschaft zu fordern, zu erkämpfen, doch hatte sie ein Gefühl, als sei sie vor einen Leichnam hingetreten. Ihre Anklagen waren verstummt, denn was nützte es, sich zu rechtfertigen, wenn kein Ohr war, willig zu hören? Sie hatte die Sprache verlernt, in der man sich dort oben unterhielt, Prinzregentenstraße 2.

Eingelullt von überweichen, abendlichen Lüften ging Renate durch die Dämmerung. Um eine Ecke biegend, sah sie den Major von Stahleck in Civil und an seinem Arm Elwine Simon, tief verschleiert, elegant, blaß, zierlich. Renate blieb stehen wie versteinert, doch die beiden, die sich gegen die andre Seite der Straße wandten und sich lächelnd zuplauderten, sahen sie nicht.

In seltsam verträumter Bitterkeit setzte Renate ihren Weg fort. Das Bild unglaubwürdiger Schicksalsverkettungen bedrückte sie, und sie hörte lange noch, wie die kleinen Mädchen in einem Hof sangen: Eisenhaar, hast gesponnen sieben Jahr, sieben Jahr sind um und um . . .
